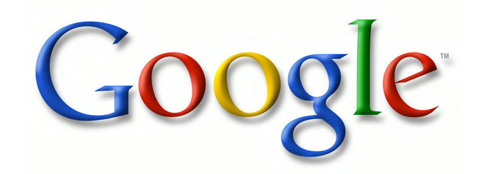
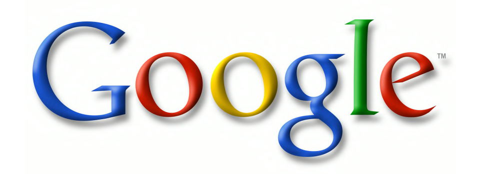
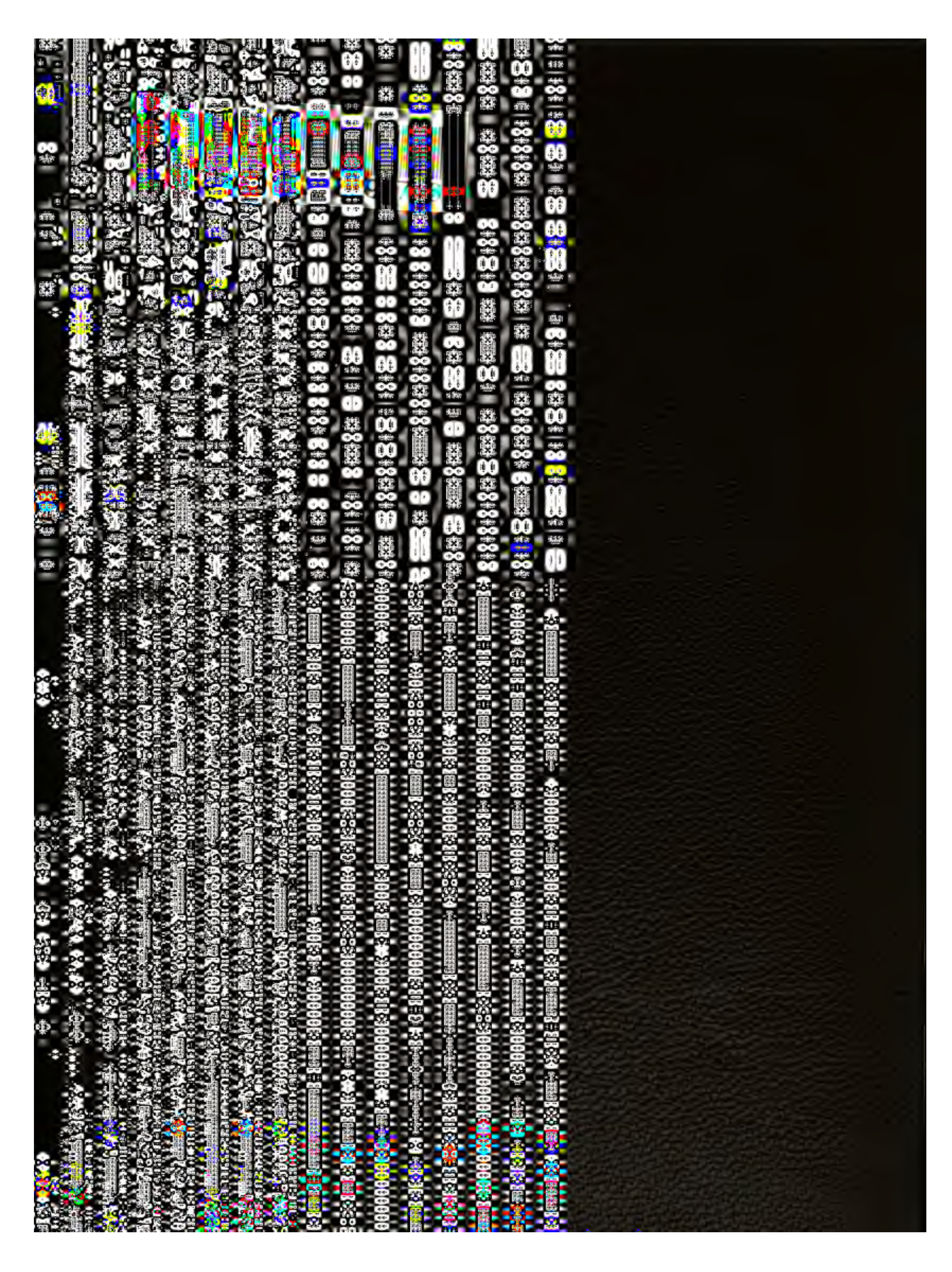
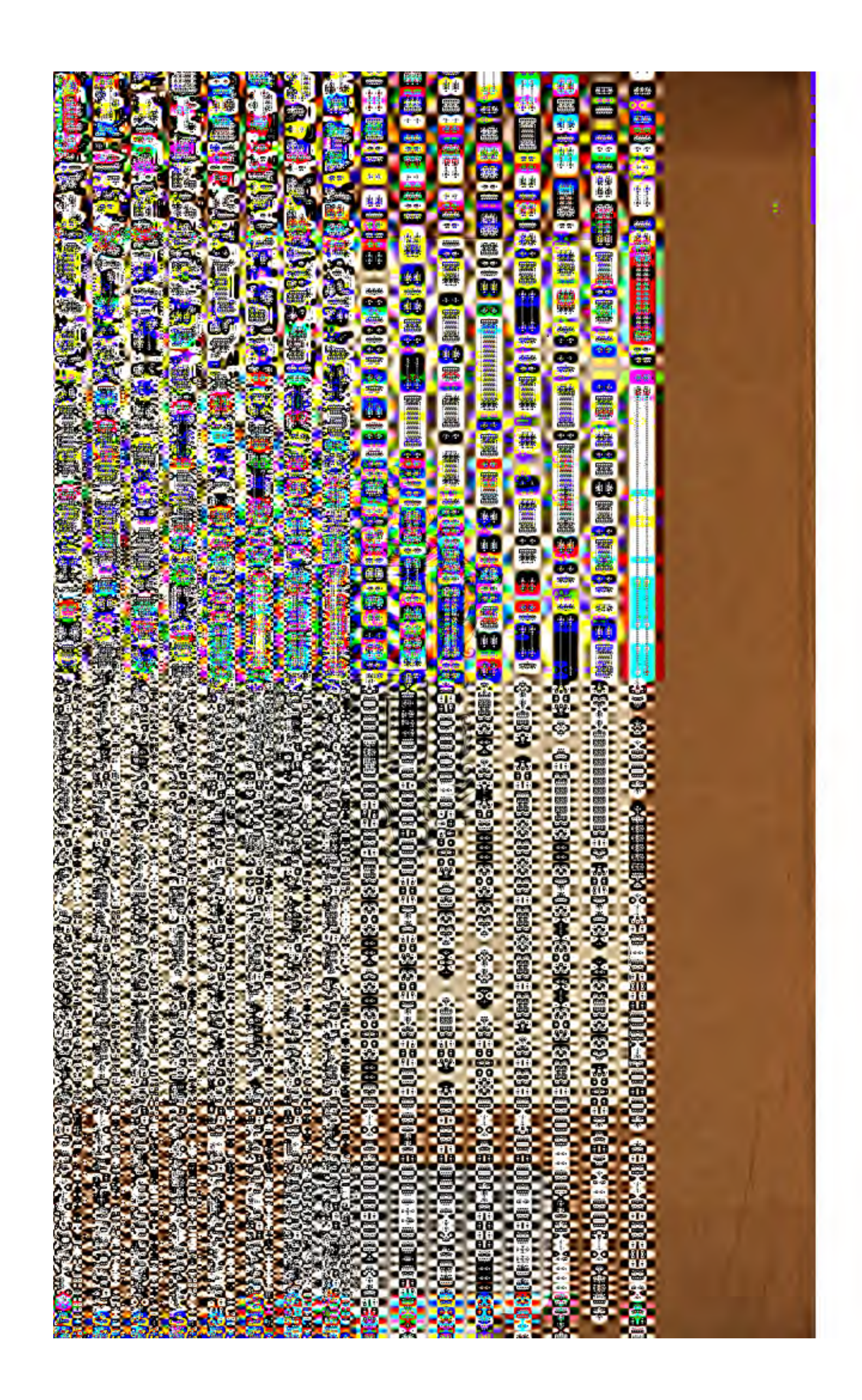
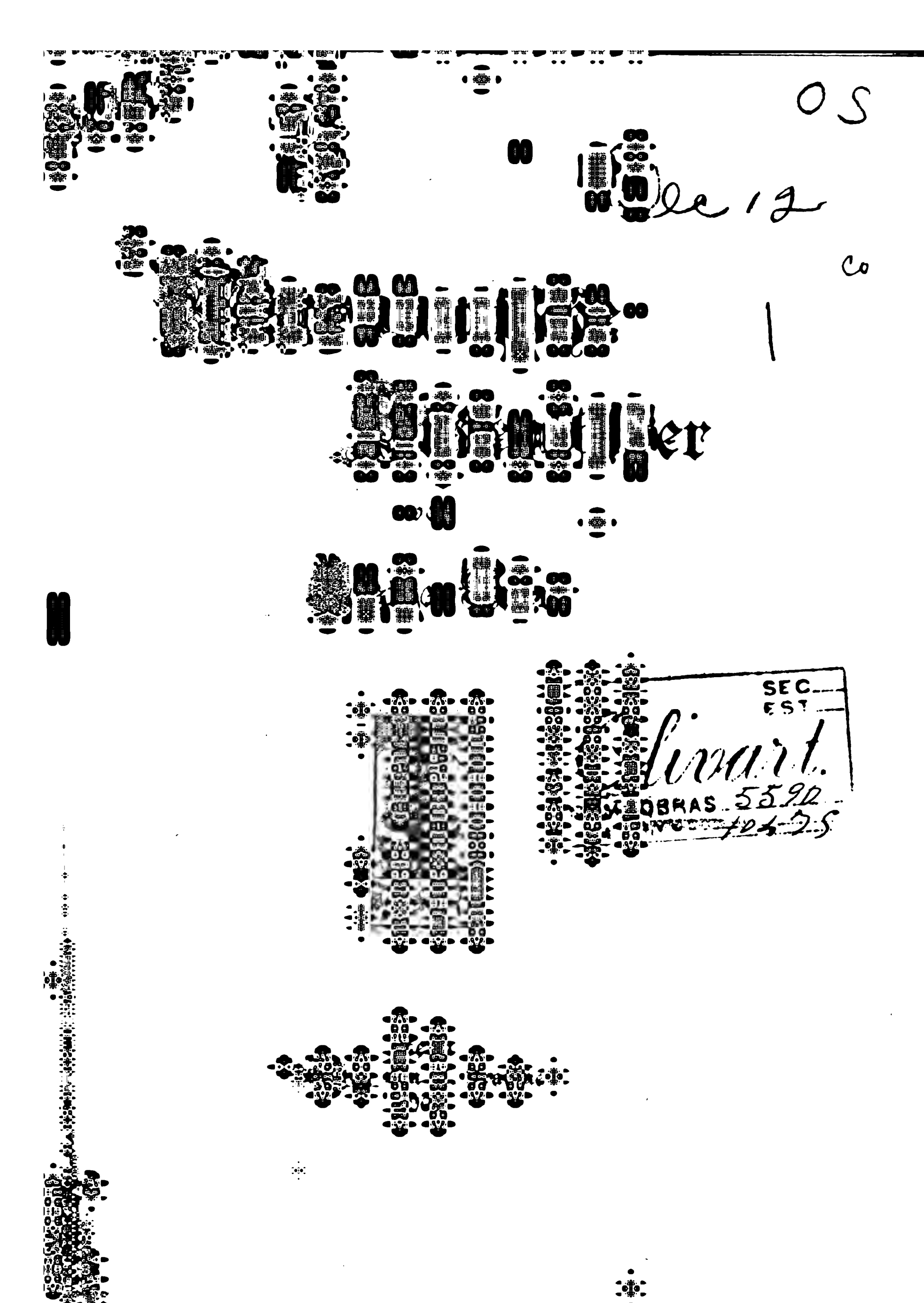









CHE
ER
BERN


SEC.
OBRAS 5590

Buchdruckerei Stämpfli & Cie. in Bern.

Vorwort.

Den „Marokkanischen Erzählungen" lasse ich diese einfachen Sittenbilder folgen, die gleichfalls keinen Anspruch auf künstlerische Gestaltung erheben, nur auf getreue Wiedergabe erlebter und beobachteter Vorgänge. Ich habe diesen Darstellungen nichts beizufügen als die Bemerkung, daß die „Reisetage", im Jahre 1901 geschrieben, die Szenerie abgeben für die letzte Erzählung, Si Allels Glück und Ende, die aus den Unruhen von 1904 genommen ist. Das eine stellt die Uled Fordj im Frieden dar, das andere denselben Landstrich im Kriege. Divergenzen, die vielleicht einem Kenner marokkanischer Zustände auffallen mögen, erklären sich aus dieser Veränderung der Verhältnisse.

Grethe Auer.

Marokkanische Reisetage.

Erster Tag.

Auf halbem Wege zwischen Mazagan und Marrakesch liegt das grüne Hügelland von Elaunat. Schon wenige Reitstunden von Mazagan entfernt sieht man die langgestreckte Kette verheißungsvoll am Horizonte auftauchen und in ihrer Mitte, ganz groß und einsam, scharf und dunkel über die blasse Wellenlinie in die Luft ragend, einen Berg mit länglichem Rücken. Der Berg ist vielleicht nicht höher als achthundert oder tausend Meter — vielleicht auch nicht so viel — wer schätzte ihn je? Aber er schaut so weit, er steht so beharrlich und klar vor uns, dominiert so absolut die kleinen Hügeltrabanten zu seinen Füßen, daß man sein Bild nicht vergessen kann, wenn man es einmal gesehen hat. Dieser Berg ist der Dschibel Chadar, der grüne Berg, und seine Ersteigung seit langem das Ziel unserer Sehnsucht.

Das Hammelfest steht vor der Tür, die Geschäfte ruhen. Draußen verzaubert der Frühling das Land, und wir ahnen, daß der Wind, der über den Berg herweht, schwer sein muß von den Düften des Thymians und der Orchideen. Also machen wir uns eines Tages auf, den Berg zu suchen, obgleich unsere Araber mit einigem Entsetzen diese Absicht vernehmen. „Allah! Wozu denn das, Herr? Es gibt da oben gewiß und wahrhaftig nichts zu sehen, als Gras und Steine!“ Aber da dieser Einwand der einzige ist, den sie zu erheben haben, so erschüttert er unsern Entschluß sehr wenig. Die Ausführung unseres Planes wird uns wesentlich erleichtert durch den Umstand, daß wir auf dem Wege nach Elaunat und in der Nähe des Berges selbst Freunde haben, angesehene Araber, denen wir uns ruhig anvertrauen können. So wird der Entschluß denn zur Tat.

Am Morgen des 19. März brechen wir von Mazagan auf. Bei Tagesanbruch geht unser Kamel ab, das mit dem großen Gepäcke, Zelten, Betten, Teppichen und Matratzen beladen ist. Wir selbst folgen gegen neun Uhr, und uns begleitet ein einziges Packmaultier, das, von unserm Koche geritten, Imbiß für den Tag, Teegeschirr und Kohlen trägt;

vor uns her sprengt als Wegweiser unser jüngster Muchallat (Agent, Protegierter), der achtzehnjährige Uld Kador, dessen Gehöft in den Uled Fordj unser Reiseziel für heute abend ist. Der Himmel ist bedeckt, die Luft ist still und kühl, es ist eine Lust, zu reiten. Die Tiere ziehen kräftig im Zügel, sogar das Packmaultier mit seiner doppelten Last schwingt sich zu einem Galöppchen auf, wenn Uld Kador in der Pracht seiner Festgewande, die Flinte schwingend, voranfliegt. Unser Ritt dauert fünf Stunden, einschließlich einer Rast von einigen Minuten, während welcher wir den Maultierpack um einige Fleischpastetchen und um eine Flasche kalten Kaffees leichter machen.

Der Weg von Mazagan bis zu Uld Kadors Besitzung bietet wenig Interessantes. Das Land, sanft gewellt, ist gut bebaut, die Felder sind mit Mäuerchen umgeben, eine praktische Verwendung des großen Reichtums an Steinen, den Pflug und Hände in mühevollem Tagewerk aus den Äckern gelesen haben. Hier und da ein Haus; hier und da ein Feigengarten mit noch kahlem, silbergrauem Geäste; hier und da ein Heiligengrab; hier und da ein Brunnen, an welchem nackte Männer mit taktgemäß stampfenden Beinen ihre Wäsche fürs Fest — waschen? Nun,

sie nennen's so, und da die Farbe des genetzten Zeuges sich unter ihren knetenden Beinen um ein Geringes verändert, so darf man's glauben. — Die Wege sind steinig, aber das Land sieht erträglich aus mit den weiten Flächen wogender grüner Gerste, die sich so hübsch glänzend kräuselt; mit den bunten Blumeneinfassungen an den Rainen entlang; mit den Regentümpeln, die der Winter zurückgelassen, und um welche Viehherden sich lagern. Von Zeit zu Zeit begegnet uns ein Stückchen blauer Himmel, den wir gerade durchreiten: ein Leinfeld. Das blüht zum erstenmal auf dieser roten Erde: die Leinsaat ist erst dieses Jahr in Marokko eingeführt.

Uld Kadors Behausung, die wir um zwei Uhr erreichen, liegt in einer der schlechtesten Gegenden der Uled Fordj und das letzte Stück Weg führt uns fast nur über steiniges Brachland mit Palmettogestrüpp. Immerhin ist die Talmulde, wo das Gehöft liegt, genügend ausgenutzt. An beiden Seiten der flachen Hügel ziehen sich Uld Kadors Gerstenfelder herunter, an der Sonnenseite guckt schon der Mais mit spitzen Blättchen hervor, und mit Stolz zeigt uns der junge Landmann die Bohnen, an denen schon die Schoten sich runden. Diese Bohnen sind

zum Teil die unsrigen — die Aussaat hat unser Haus geliefert, gegen einen bedingten Anteil an der Ernte; und wir genießen ein wenig von den Freuden des Ackerbauers, ohne seine Sorgen zu teilen.

Uld Kadors „Gotta" besteht aus einem geräumigen Hofe, von einer Mauer umgeben, in welchem die ganze Familie in Chaimas, niedrigen Zelten aus Ziegenhaar, wohnt. In einer Ecke des Hofes steht eine Noalle (Hütte) aus Stein, mit Stroh gedeckt, deren einziger, länglicher Raum als Prunkgemach und zugleich als Schatzkammer dient. Rings um den Hof herum liegen die Chaimas von Uld Kadors Sklaven und Leibeigenen — für welche übrigens der Araber keine andere Bezeichnung kennt als das Wort „Freunde". Es besteht freilich zwischen dem Herrn der Besitzung und dieser kleinen Lehnsmannschaft und leibeigenen Dienerschaft gewöhnlich ein kleines, mehr oder minder legales Verwandtschaftsverhältnis — immerhin bleibt die Tatsache, daß der Herr einer solchen Ansiedlung sich nie diesen Namen anmaßt, sympathisch genug. Wir sehen uns auch alsobald von einem halben Dutzend rauh aussehender Männer umgeben, die Uld Kador als seine „Freunde" vorstellt und die mit uns den Tee, das Mahl, den Platz

auf dem Teppich teilen. Außer dieser Ansiedlung im Tal besitzt Uld Kador noch ein geräumiges, aber ziemlich zerfallenes Haus auf dem Hügel, woran sich eine kleine Pflanzung von Orangen- und Quittenbäumen schließt.

Wir verschmähen schnöderweise die Roalle, die Uld Kador uns zum Schlafgemach bestimmt und die er mit Teppichen und Kissen und blankem Teegeräte ganz wohnlich gemacht hat. Unweit des Hofes liegt ein kleiner Grasgarten, den ein Johannisbrotbaum beschattet. Dort schlagen wir unsere Zelte auf, dort lassen wir unsere Reittiere grasen, dorthin bringen Uld Kadors Damen — seine Mutter und ein paar andere ältliche Schönheiten — das Mahl. Der Festhammel ist uns zu Ehren schon heute geschlachtet worden und erscheint in mancherlei Gestalt: am Spieß, als scharfgewürztes Ragout, als goldiger Braten, als rosiger Fleischkranz auf dem hochgetürmten Kuskussu. Wir haben natürlich Messer und Gabel mitgebracht, und unsere Freunde nehmen's nicht übel, daß wir sie gebrauchen.

Nach dem Essen gilt es, den Pfad für den kommenden Tag zu bereiten. Uld Kador, der Kundige, bringt Tinte und Rohrfeder und schreibt in unserm

Namen einen Brief an El Arbi Rahal, wo wir den nächsten Abend einzukehren denken. Dann schreibt er einen zweiten Brief an Si Hamed Uld Staibi, unsern schönen, tüchtigen und liebenswürdigen Freund, der wenige Stunden von Uld Kador wohnt und den wir bitten, sich uns anzuschließen. Als Reisemarschall bei größeren Reisen ist Uld Staibi uns unentbehrlich geworden. Er ist gebildet, redegewandt, überall bekannt und aller Gebräuche kundig — und sein freundliches Wesen, sein immer heiteres Gesicht sind ein Labsal obendrein für jeden, dem es gegeben ist, sich an wohlgeratenen Menschenkindern zu erfreuen.

Diese Briefe sendet Uld Kador schleunigst durch zwei „Freunde" an ihre Adressen. Das Porto beträgt freilich einige Silberlinge, aber diese sind keine Kontribution, sie werden gern und selbstverständlich gegeben.

Nun eröffnet uns Uld Kador, daß er für den Abend Sänger bestellt habe — „Theaterleute", wie er sich auf spanisch ausdrückt, obgleich er jedenfalls nicht weiß, was ein Theater ist. Das große Soldatenzelt unserer Leute wird nun in ein solches verwandelt. Im Hintergrunde auf einem Teppiche nehmen die Künstler Platz, vorne, nahe am Eingang, sitzen wir

mit Uld Kador und unserm Koche — pardon! Freunde, hätte ich sagen sollen! — vor dem Zelte im Mondschein die ganze Bewohnerschaft des kleinen Douars. In der Mitte des Zeltes stehen ein paar Leuchter mit flackernden Kerzen, und Uled Kador hat ein Teebrett vor sich und bereitet Tee.

Die Sängergesellschaft besteht aus einem Manne mit sehr edelm Kopfe und sehr ausdrucksvollem Mienenspiele, und drei ziemlich unschönen Mädchen, denen nur die bunte reiche Tracht, die weiten durchsichtigen Mousselinehüllen über farbigen Kaftanen, das glitzernde Glasgeschmeide, die hellseidenen Kopftücher, deren Fransen tief in die Stirne fallen, einen gewissen Reiz verleihen. Es sind Fordjileute, aber auf steter Wanderung, richtiges fahrendes Volk. Die Mädchen beginnen sofort einen ausgibigen Flirt mit den jüngeren Männern der Zuhörerschaft, indes sie sich flink mit ihren schmalen, hennaroten Fingerchen Zigarette auf Zigarette drehen.

Endlich hebt die Musik an, ein halblauter, hübscher, melancholischer Gesang, den der Mann auf der Gimbri (zweisaitige Geige) mit leichten, weichen Akkorden begleitet. Das klingt sanft und paßt in die Stimmung des friedlichen Abends, der draußen über den mond-

hellen Hügeln liegt, in das stille Zelt mit dem Kerzenlicht und dem surrenden Teekessel auf dem messingnen Dreifuß. Man lauscht, träumt lauschend, und wird dessen nicht müde.

Leider ist dieser hübsche Abendgesang nicht der Gipfel der Kunst für die fahrenden Sänger. Die zweite Nummer des Programms bedingt die Begleitung einer häßlichen, rotlackierten Geige, die der Mann für sechs Duros in Casablanka erstanden hat und deren Töne mit ihrer grellen Farbe harmonieren. Die Mädchen, die nun aufstehen, schlagen mit voller Kraft die Tarija, das tönerne Tamburin, das tiefe, surrende Laute gibt. Und wild über die lärmende Begleitung weg braust jetzt der Wechselgesang der Vier mit einer betäubenden Tonfülle, aber ohne eine Spur von Wohllaut. Die Rhythmen sind kurz, scharf und lebendig, bei aller Einförmigkeit steckt ein tolles Temperament in dieser Musik. Auch glühen die Augen der Sänger wie der Zuhörer. Vom Text verstehen wir leider nur einzelne Worte, schließen aber aus diesen wenigen, daß es ein Liebeslied ist, das wir hören. Die Mienen ringsum sagen es übrigens deutlich.

Nun, europäischen Nerven darf man mehr als eine Stunde dieses Kunstgenusses nicht zumuten. Wir

ziehen uns bald in unsre Schlafzelte zurück. Uld Kador aber verlängert die Sitzung noch bis in den hellen Morgen hinein, zum Glück in der etwas entfernten Noalla, die nun doch nicht umsonst mit allen Schätzen des kleinen Landmannes so sorgfältig geschmückt worden ist.

Zweiter Tag.

Früh am Morgen steht schon wieder ein tüchtiges Mahl bereit, das unter freiem Himmel eingenommen wird, nachdem zuerst das Kamel mit Zelten und Betten voran expediert worden ist. Gegen neun Uhr brechen auch wir wieder auf, und unser Gefolge ist nun bereichert um ein paar „Freunde" Uld Kadors, und um Uld Staibi, der auf seinem kleinen schwarzen Kedar, dem überaus leistungsfähigen arabischen Packpferde, noch tief in der Nacht bei uns eingetroffen ist

Eine halbe Stunde vor Uld Kadors Douar finden wir unser Kamel, das aller Lasten ledig im Felde herumläuft. Der Sattel ist zerbrochen, unser Bettzeug liegt auf dem Acker verstreut und der Kameltreiber haranguiert das muntere Tierchen, das vergnügt in der Gerste herumstampft, aus sicherer Ferne. Nun, wir haben ja jetzt Leute genug! Schnell springt alles

ab, das Kamel wird gefangen, der Sattel notdürftig mit Zeltstangen und Seilen geflickt, der Pack geladen, und nach einer halben Stunde sind wir wieder auf dem Wege.

Der Himmel ist klarer, schon sehen wir über die Hügel weg die Silhouette des Dschibel Chadar am Horizonte stehen. Dann steigen wir herab in die Niederung, die sich viele Stunden weit vor uns breitet, ferne begrenzt vom blauen Halbkreis des Elaunat-Gebirgleins. Flach wie ein Tennisplatz liegt die Ebene vor uns, aber nicht monoton, sondern beständig wechselnd in der Beschaffenheit des Bodens und der Vegetation. Ziehen wir jetzt über lockere rote Erde, wo Felder wogen und Dörfer, von Kaktushecken eingefaßt, über die grünen Saaten weg lugen, so folgt alsbald braches wildes Heideland, bunt von Blumen, belebt von Lerchen, aber keine Spur menschlicher Kultur zeigend. Die Blumen selbst schließen sich stolz in Kabylen zusammen. Hier steht der ganze Clan der Margueriten, von den weißen bis zu den vielverzweigten gold- und dunkelgelben; hier dehnt sich ein breiter Streifen einer blaßvioletten Storchschnabelart mit purpurnem Herzen; hier reiten wir durch ein Kamillenfeld, dessen Düfte unter den Hufen

unserer Tiere aufwallen; hier folgt steiniges Palmettoland, wo vereinzelt die roten Orchideen und leuchtenden Gladiolen sprießen. Aber überall bleibt uns die kleine blaue Iris treu, das Bettelkind am Wegrande, die Plebejerin der marokkanischen Flora.

Wir reiten an Tümpeln vorbei, wo gravitätisch die Storchpapas ihren Frühschoppen halten; und auf all den Heiligengräbern, die rings über das Land verstreut sind, tronen die Storchenmütter im struppigen Neste. Wir streifen Weinpflanzungen, freuen uns über die jungen Schößlinge und nicht minder über die Blütenknöpfchen am schützenden Kaktushag. Uld Kador und Uld Staibi jagen einem Trupp Rebhühner nach, mitten in die grüne Gerste hinein. Unsere Karawane stört einen Lerchenbackfisch im Üben, wie er zwei Meter über dem Boden mit flatternden Flügelchen stille steht, sich einbildet, er steige, und einen ungeschickten Triller ausstößt, der kläglich endet. Wir lachen über die Illusionen der Kühe, die sich an die Stämme der kahlen Feigenbäume schmiegen und denken, sie lägen im Schatten. Eine weidende Stute benutzt schnell die Gelegenheit, um mit Uld Kadors Hengst, der sich auf die Hinterbeine stellt, einen kleinen Flirt anzuspinnen. Wer

sollte sich langweilen, der durch diese lebendige Natur streift? Die Stunden fliegen, schon ist der Mittag vorüber.

Wir rasten eine kleine Weile bei einem Protegierten, dessen Chaimas am Wege liegen und der, von unserm Kommen unterrichtet, ein Mahl bereit hält. Es ist ein riesiger alter Mann, dessen Gesicht ein paar Warzen von der Größe und Gestalt ansehnlicher Weinbeeren zieren. Der freche Uld Kador und Uld Staibi reden ihn deshalb ohne weiteres mit „Bu Swib — Vater der Weinbeere" an, was große Heiterkeit bei den übrigen Arabern hervorruft, den unglücklichen Vater der Weinbeere selbst natürlich ausgenommen. „Bei dem Heiligen, zu dem Du schwörst," ruft er entrüstet, „tu mir nicht Schande an vor diesem Christen!" Aber sein Zorn hilft ihm nichts. Heute schon kennt ihn die ganze Kabyla und halb Mazagan unter dem Namen Bu Swib, und der Name wird seinen Söhnen anhaften und seinen Stamm bezeichnen.

Von Bu Swibs Zeltdorfe an haben wir noch weitere drei Stunden zu reiten, nunmehr auch von ihm und seinem wohlbeleibten Vetter Chalauni begleitet. Wir sind nun eine stattliche kleine Schar,

und die Laune, einmal durch einen schlechten Witz entzügelt, steigt von Viertelstunde zu Viertelstunde. Chalauni hat meinen Regenschirm auf dem Maultierpack entdeckt und sich sofort seiner bemächtigt. Sein Maultier scheut darob und setzt ihn samt dem Regenschirm in den Graben. Uld Kador und Uld Staibi ergießen unermüdlich ihren Spott über ihn und schonen ihn nur dann, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Bosheit gegen den Bu Swib zu wenden.

Die Hügel rücken näher, der Berg gliedert sich, schon unterscheiden wir die felsige Nase, hellgrüne Flächen, auf denen die sinkende Sonne glänzt. Schon leuchten die roten Burgen auf den ersten Höhen des Gebirgleins. Um fünf Uhr erreichen wir das Douar des Arbi Rahal, wo wir die Nacht zubringen wollen. El Arbi Rahal eilt uns entgegen, begrüßt uns lärmend und etwas zu demonstrativ. Es ist ein dicker Mann, sehr redselig und sehr unreinlich: ein neuer Typus, aber kein sympathischer. Er gilt für sehr reich, und dies bezeugt das Dorf mit den großen, hoch und spitz gebauten Strohkegeln, dies bezeugen die weitgedehnten Felder, die großangelegten Wein- und Feigenpflanzungen. Die Umfassung des Douars und die Viehhürden bestehen hier nicht aus Steinen

— das ist der einzige Artikel, an welchem dieser gesegnete Landstrich arm ist! — sondern aus der drohend dreinblickenden, bläulichen Sariba, dem Wall aus stachlichem Argangestrüpp. Die Engländer haben diese Saribas im Sudan kennen gelernt, und nicht von ihrer liebenswürdigen Seite.

Unsere Zelte werden auf einem duftenden Kamillenfelde aufgestellt, unsere Pferde grasen frei in der Gerste. Während wir das Mahl erwarten, führt El Arbi mich zu seiner bessern Hälfte, die jedes Reizes bar und ebenso unreinlich ist wie der Gatte. Ich muß, wohl oder übel, in der Noalla der Weiber einkehren, mich auf den schmutzigen Strohmatten niederlassen und Tee trinken. Hunde, Kinder und Weiber, alle gleich struppig, drängen sich um mich, und die letzteren betasten — natürlich! — meine Schuhe und Kleider und stellen indiskrete Fragen.

„Lebt Dein Vater noch?"

„Lebt Deine Mutter noch?"

„Hast Du Geschwister?"

„Bist Du verheiratet?"

„Warum bist Du nicht verheiratet?"

„Wer ist der Mann, mit dem Du reisest?"

„Ist Dein Bruder verheiratet?"

„Wird er bald heiraten?"

„Wie kommt es, daß du so viele Haare hast?"

„Hast du Läuse?"

„Wie kommt es, daß Du keine Läuse hast?"

„Sind Deine Wangen gemalt, oder sind sie von Natur so rot?"

Und so fort, con grazia in infinitum!

Ich habe dieselben Fragen früher schon unzählige Male gehört und beantwortet — beantworte sie auch heute wieder mit großer Geduld, indes ich mir die Hütte und ihre Bewohner ebenso neugierig betrachte, wie ich betrachtet werde. Gleiches Recht für alle! Und ich bin es, die dabei gewinnt.

Dieser von außen so struppige Strohkegel ist innen wunderbar regelmäßig, sogar kunstvoll gearbeitet, die schönen platten, goldgelben Rohrstäbe des Gerüstes sind auf die zierlichste Weise verschlungen. Licht und Luft erhält der Raum, der etwa drei Meter im Durchmesser hat, freilich nur durch die Tür, die etwa einen Meter hoch und 70 Centimeter breit ist. Jeder neue Besuch setzt uns bei seinem Eintritt in komplete Finsternis, und wie der dicke Arbi Rahal sich da hereinzwängt, ist mir vorläufig noch ein Rätsel.

Die Einrichtung der Hütte besteht aus alten Kisten, welche wahrscheinlich die bessere Habe der Familie enthalten, aus zusammengerollten Teppichen, Töpfen, Gerätschaften aller Art. Eine Flinte und ein Säbel sind auch dabei. In dem Rohrgeflechte der Wände stecken Spindeln, leere und volle Haspel; Strähne gesponnener Wolle hängen auf Stangen, neben fertig gewebten Stoffen. Der Webstuhl befindet sich wohl in einer andern Noalla — der primitive Webstuhl der Araberin, wo das Schiffchen mit der Hand durch die Kettenfäden geschoben wird.

Dann betrachte ich die Chaima, welche als Küche dient und wo eben unser Mahl bereitet wird. Unter dem niedrigen Zelte fängt sich der Rauch so, daß man sich setzen muß, um nicht zu ersticken. Eine Frau reibt Kuskussu in einem flachen Korbe. Ein junges Mädchen buttert, indem sie einen Ziegenschlauch, mit Milch gefüllt und an einem rohen Galgen hängend, mit kräftigen Armstößen hin- und herschleudert. In der Ecke dreht eine dritte Frauensperson den Braten über einem Feuer aus getrockneten Palmettoblättern.

Da das Mahl eben fertig ist, so nimmt die Herrin des Douars eine flache Tonschüssel zur Hand,

kratzt mit den Nägeln die Reste des gestrigen Kuskussu davon ab und richtet das Fleisch ohne weiteres darauf an. Es wird mir artig angeboten, die sorgende Hausfrau reißt eigenhändig ein Stück ab, um es mir in den Mund zu stecken. Ich finde einen Vorwand und eile hinaus, um meinem Bruder eine Warnung zu teil werden zu lassen. Wir halten uns diesen Abend an Eier und Konserven.

Im großen Zelt, wo die Araber sitzen, wird unterdessen tapfer geschmaust und arg schwadroniert. El Arbi, der Schwätzer, führt das große Wort, da er angesehen, weit bekannt und selbst mit Gouverneuren wohl befreundet ist. Man politisiert wie im lieben Schweizerlande. Man spricht von der Fezreise des Sultans und von ihren Folgen; wie die westlichen Provinzen aufatmen, wie selbst die Gouverneure nur lau noch ihre Steuern erhöben, seit der Druck von oben nachgelassen. Man spricht von der Versammlung der Chalifen am Dienstagsmarkte, wo sie ein neues Gesetz gegen Diebstahl redigieren sollen. Man spricht von der neueingeführten Viehsteuer und wie man die Steuerbeamten, die das Land durchreisen, geprellt hat, indem man das Vieh in den Bergen verbarg. El Arbi Rahal redet immerzu, kaut dabei mit vollen

Backen, leckt seine fettigen Finger und pustet von der doppelten Anstrengung. Wir aber nehmen nur zeitweise und von weitem teil an der Unterhaltung, wandeln lieber im Mondschein über die Felder, bis die Stunde der Ruhe kommt und wir einschlafen in unsern Zelten, die ganz voll sind vom Dufte der Kamillen, der unter den Teppichen hervorquillt, und ganz hell vom Mondlicht, das die Wände durchrieselt.

Dritter Tag.

Der Morgen, der klar über die nunmehr scharfgegliederte Kette der Elaunat-Berglein emporsteigt, findet unsere Araber beim Opfer. Es ist der Tag des großen Hammelfestes, das hier freilich weniger umständlich gefeiert wird als in den Städten. Beim Schlachten des Hammels werden keine Gebete verlesen, auch unterbleibt der Orakelritt, mit dem verendenden Tiere am Sattelkopf, nach der Moschee — einfach, weil keine Moschee und kein Beter vorhanden. Ein Heiligengrab tät's freilich auch. Uld Kador ist auch gleich bereit, den Ritt zu unternehmen, aber die andern schütteln die Köpfe. „Wozu? Das ist doch Nebensache. Das einzig Unerläßliche beim Fest ist doch das Essen des Hammels.“ Ich sehe sie an: es

ist keine Spur von Selbstironie oder Cynismus in ihren Mienen.

Also liegt die ganze Schar mit großem Eifer dieser heiligen Pflicht des Essens ob, vom Morgen bis zum hohen Mittag. Gericht folgt auf Gericht: für die arabischen Frauen ist so ein Festtag wahrhaftig kein Ruhetag. Man hört keine Rede mehr: man hört nur noch Schmatzen, Schlecken und Rülpsen — langgezogenes, wonnevolles Rülpsen, wie es nur ein satter Araber kann. Da dürfen wir endlich bescheidentlich an die Fortsetzung der Reise mahnen.

Wir haben einen Brief an unsern Freund Si Mohammed Ben Tar gesandt, der am Fuße des Dschibel Chadar wohnt. Bis dahin sind es drei Stunden; es werden aber viere daraus, da El Arbi, der Schwätzer, vorgibt, die Wege besser zu kennen als Uld Staibi, und uns irre führt. Den ganzen Weg schimpft er auf Uld Staibi und Uld Staibi schimpft auf ihn. Schließlich führt niemand mehr — als der Berg selbst, wie er nah, groß, grün und sammtig vor uns steht.

Denn das Flachland mit seinen Feigengärten und Bohnenfeldern haben wir bald hinter uns gelassen und es beginnt ein mühsames Reiten, Hügel

auf, Hügel ab, der Berg immer vor uns, immer gleich nah, immer unerreicht. Auch die menschlichen Behausungen verschwinden. Freilich wogt hier und da ganz plötzlich auf dem Boden eines Talkessels ein grünes Gerstenfeld, mit hellem Glanze blinkend, wie ein bißchen Silber in der Tiefe eines Schmelztiegels; aber niemand sieht das Douar, zu dem es gehört. Birgt es sich ganz nah in einer Hügelspalte? Liegt es eine Stunde weit entfernt? Wir könnten das ganze Feld abweiden lassen, der Eigner sähe es nicht.

Einsamer und wilder wird die Gegend, steiniger wird der Boden. Kurzes Gras, Wegerich und spärliche Blumen gibt es noch, aber keinen Baum, keinen Strauch. In diesen Landen schließt sich die Hochalpe direkt an das fruchtbare Tiefland: die ganze Zwischenregion der Wälder fehlt. Der Wechsel wirkt stark, ergreifend. Freilich, die Araber beginnen weidlich zu spotten: „Dazu sind wir so weit geritten? Sieh, o Herr, die schönen Gärten, um Zelte darin aufzuschlagen! Sieh die schönen Bäume, um Tee darunter zu trinken! Sieh den weichen Boden, um darauf zu ruhen!“ Es ist schon einmal so: wo die Natur lacht, lacht sie jedem; ihr Pathos versteht nur der

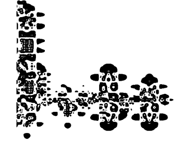
Veredelte. El Arbi Rahal, der Dicke, beginnt über den harten Ritt zu seufzen. Seine Eselin, dünkt mich, hätte mehr Ursache dazu.

Auf der Paßhöhe vor uns erscheint eine Gestalt, riesenhoch wie ein Turm im hellen Himmel stehend. Beim Näherkommen schrumpft sie zu einem menschlichen Wesen zusammen. Es ist aber nicht Ben Tar, wie wir vermuteten, sondern Dschilali Bel Tunsi, ein anderer „Freund", der sehr energisch Anspruch auf die Ehre unseres Besuches erhebt. Er hat unser Kamel passieren sehen und hätte es aufgehalten, hätte nicht der Treiber den Brief an Si Mohammed Ben Tar vorgewiesen. Maurische Gastfreundschaft kann mitunter lästig werden. Wir können uns von Dschilali Bel Tunsi nur damit befreien, daß wir ihm unsern Besuch für den folgenden Tag zusagen, obgleich wir dabei zwecklos ein paar Stunden verlieren.

Um fünf Uhr erreichen wir den Talkessel, wo eine Gruppe zerstreuter Saribas die Heimstadt Si Mohammed Ben Tars bezeichnet. Wie Wespennester kleben die graublauen Stachelringe, von den schwärzlichen Strohkegeln der Noallen überragt, an den Hügelhängen. Unten auf dem Talboden zeigt ein flachgestampfter, grasloser Platz die Stelle öffentlicher

Versammlungen an. Hier werden unsere Zelte aufgeschlagen; hier liegen schon bei unserer Ankunft Ben Tars prachtvolle Teppiche ausgebreitet, die einfarbig tiefroten, langhaarigen Gewebe der Atlasbewohner. Hier steht auf nagelneuer Strohmatte das Teegeschirr bereit, blitzblank ist der kupferne Dreifuß, in dem die Kohlen knistern, Teebrett, Kessel und Gläschen anscheinend noch ganz ungebraucht.

Ben Tar ist ein hagerer, sehr dunkler Mann mit scharfen Zügen. Er trägt einen Mantel aus schwärzlicher Ziegenwolle, einen sehr schönen Degen und eine Flinte mit gut gearbeiteten Messingbeschlägen. Sein Willkommen ist kurz, seine Worte gezählt und gewogen. Aber die Bewirtung ist erstklassig, von der frischen Leber an, die, mit Fettstreifen umwickelt, am langen Spieß gebraten erscheint, bis zu den Ragouts und Braten, wo ein Übermaß an geschmolzener Butter, Gewürzen und Pfeffer den freundlichen Willen des Spenders verrät. Vor und nach der Mahlzeit kreist das schwere Messingbecken zum Händewaschen. Auch das glänzt hier wie Gold — bei El Arbi war es recht grün beschlagen gewesen. In der Mitte liegt auf dem durchbrochenen Aufsatz ein Stück gute Rosenseife. Ben Tar wäscht sich nicht nur sehr



wirklich nur „solch ein Ding". Meine Erfahrungen im Douar des Rahal bestätigen es.

Da ich in die Sariba nicht eindringen kann, begnüge ich mich damit, die Umgebung zu durchstreifen. Eine Quelle schleicht ganz leise und langsam, recht nach der Art dieser trägen afrikanischen Quellen, an unsern Zelten vorbei. Wo sie aus dem Tälchen tritt, beschatten sie ein paar alte Gummibäume. Unter deren Schutze steht die Wachspresse, eine äußerst einfache Konstruktion von zwei abgeflachten Querbalken und zwei Schrauben. Das Wachs, mit Wasser gekocht, wird in flüssigem Zustande in kleine Strohtaschen gefüllt, diese zwischen die Balken gelegt und die Schrauben angezogen. Die Balken schließen sich und pressen die Flüssigkeit durch das dichte Geflecht der Strohhülsen, in denen schließlich nur Sand und eine holzige Ablagerung zurückbleibt. Die Flüssigkeit, in einem flachen Gefäße aufgefangen, erkaltet und scheidet sich: auf der Oberfläche des Wassers schwimmt das erstarrende Wachs so rein, als es die kostbare eiserne Presse der Europäer nur je zu liefern vermag. Diese Wachsfabrikation ist ein Haupterwerbszweig der Bergbewohner. Ben Tar besitzt aber, wie er uns sagt, selbst keine

Bienenzucht, sondern kauft das rohe Wachs auf den Landmärkten.

Ehe die Sonne untergeht, besteigen wir noch eilends einen Hügel, der dem großen Berge vorgelagert ist, ihn uns teilweise verbirgt. Wir fühlen uns heimisch in dieser Gegend mit der Alpenvegetation und den kahlen Felsköpfen. Die kleinen Gummibäume ersetzen die Zwergkiefer, nicht minder krüppelhaft, struppig und trutzig wie jene. Freilich empfinden wir es dankbar, daß wir diesen abendrotbestrahlten Gipfel in kaum einer halben Stunde erreichen. Der liebe Gott hat's gut gemeint mit afrikanischen Touristen: schnitt irgendwo einer Voralpenkette die grünen Köpfe ab und setzte sie mitten in die blumige Ebene, ein sauberes Häufchen beisammen. Der Effekt, wenn man oben ist, bleibt derselbe wie im Gebirge — und dem Steiger ist das ganz überflüssige Stück Weg, das zwischen dem Boden und dem Gipfel liegt, gnädigst erspart.

Die Aussicht ist übrigens beschränkt, Hügel reiht sich an Hügel, höhere sperren den Horizont. Wir gewinnen nichts als den Einblick in einige Täler, wo gleichfalls Saribas mit Kegelhütten an den Abhängen kleben. Ständen Sennhütten an ihrer Stelle,

man glaubte sich im Appenzell. Von den Höhen nieder steigen da und dort Kuhherden oder, in eilenden Sprüngen, Scharen schwarzer Bergziegen; und der Hirt spielt die Reita, daß man glauben könnte, es sei das Alphorn. Dann erglühen die grünen Köpfchen langsam purpurrot, dann erkalten sie in tiefvioletten Schleiern. Und dann steigt der Mond über den Berg hinauf und alles ist voll unheimlich schwarzer Schatten. Wie wir uns zur Heimkehr wenden, sehen wir Ben Tar, der uns unvermerkt gefolgt ist. „Ich fürchtete!" erklärt er bündig — wovor und für wen, sagt er nicht.

Diesen Abend steht uns noch ein Schauspiel bevor, ist es doch der Abend des großen Hammelfestes! In den Küstenstädten ist es längst erstorben, auf dem Lande aber hat es sich überall noch unverändert erhalten, kindisch und plump, wie es vor tausend Jahren war.

Da der Mond schon ziemlich hoch steht und das ganze Tal mit seiner Lichtflut füllt, hören wir plötzlich in den entfernteren Douars Lärm und wahnsinniges Hundegebell. Von Sariba zu Sariba scheint es sich fortzupflanzen, und endlich kommt es herunter in unser Tälchen mit Gebrüll und Gekläff,

Geschrei und Gelächter. Ich, schon halb entkleidet, stecke flugs den Kopf aus dem Zelte; die Schauspieler, ein Mann und eine Frau, verneigen sich und beginnen ihre Pantomime. Der Mann, ein gehörntes Ungeheuer, in Hammelfelle eingenäht, mit grausig bemalter Fratze, drückt durch furchtbare Töne und allerhand Zeichen sehr deutlich aus, daß ihm „ehrbare Annäherung nicht unerwünscht wäre". Die Schöne, so verschämt, wie es die absolute Häßlichkeit nur sein kann, sträubt sich, indem sie mit kreischender Stimme ihren dämonischen Liebhaber bald bittet, beschwört, bald mit Schmeichelnamen traktiert, welche die Heiterkeit der Zuschauer hervorrufen. Im Kreise stehen sämtliche Hunde der Ansiedlung, wohl mehr als zwanzig, tapfer bellend und mit gesträubtem Haare, aber in respektvoller Entfernung. Macht das Ungetüm eine rasche Bewegung, so fahren sie zurück, diese edeln Freunde des Menschen! Und hinter den Zelten schreien die angekoppelten Maultiere vor Angst — im ganzen recht günstige akustische Verhältnisse für die kreischende Diva!

Endlich dauert dem Ungeheuer die Werbung zu lang. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt." Und nun entspinnt sich ein Ringkampf —

und nun scheint es mir geraten, meinen Kopf ins Zelt zurückzuziehen, bedenkend, daß die Araber solche Segnungen der Kultur wie „lex Heinze“ und Theaterzensur noch ganz und gar entbehren. Draußen erschallt ein Gelächter, das „Vater Zeus und den Himmlischen allen“ Ehre gemacht hätte. Ich aber, in meinem Zelte, denke für mich: „Großer Pan, lebst du noch und hast du deinen Lebenswandel immer noch nicht gebessert? Ei! ei! ei!“

Vierter Tag.

Der Tag der Besteigung des Dschibel Chadar! Ben Tar ist unser Führer, und er allein kann es sein, da er mit den heiligen Einsiedlern befreundet ist, welche gerade unterhalb des höchsten Gipfels wohnen und jeden Christen, der zu passieren versuchen sollte, mit Steinwürfen zurücktreiben. Die Araber bemerken, daß ihres Wissens noch nie ein Europäer diese Bergspitze bestiegen habe. Ben Tar aber sagt uns mit Zuversicht die Erreichung dieses Zieles zu. Er zieht meinen Bruder zur Seite und flüstert mit ihm — mein Bruder greift in die Tasche — ich höre Silber klingen: auch dieses Heiligtum öffnet sich also dem Universalschlüssel!

Leider ist Allah weniger bestechlich als seine Diener: der Himmel ist bedeckt, graue Wolken hängen ziemlich tief, auf Aussicht ist also nicht zu rechnen. Dennoch wollen wir von dem einmal gefaßten Plan nicht zurücktreten.

Wir haben einen Ritt von anderthalb bis zwei Stunden vor uns, und da Ben Tar unsere Tiere fast die ganze Nacht durch verschwenderisch gefüttert hat, so ist's ein strammer Ritt, der Freude macht. Der Weg steigt sachte längs des Berges hinan, guten Maultieren keine allzuharte Aufgabe. „Wie aber wird es dem Arbi Rahal ergehen? wie aber wird es dem Arbi Rahal ergehen?“ singt plötzlich Uld Kador mit schadenfrohem Augenzwinkern vor sich hin — und Uld Staibi antwortet in gleicher Tonart: „Übel wird es dem Arbi Rahal ergehen! Dem unglücklichen Arbi Rahal wird es übel ergehen!“ Der Gehänselte seufzt und schweigt.

Die Steigung, die erst sanft genug begann, wird aber bald so bedeutend, daß wirklich ein bißchen Cäsarennatur dazu gehört, auf dem Reittiere sitzen zu bleiben. Dazu ist der schmale Weg sehr steinig und lenkt in die Rinne eines Bergwassers ein, in welcher drückende Schwüle herrscht. Wir alle steigen

ab und führen unsere Maultiere am Zügel. Nur El Arbi Rahal, das dicke Ungetüm, bleibt auf seiner armen kleinen Eselin sitzen, obgleich die andern ihm deutlich genug seine Grausamkeit vorhalten. Uld Kador singt nicht mehr, er schimpft.

Der Weg bietet nichts Anziehendes: eine steinige Berglehne rechts, eine steinige Berglehne links, zu unsern Füßen das träge Wässerlein, das von Zeit zu Zeit in grünlichem Becken stehen bleibt. Hier und da leuchtet eine Orchis aus dem Gestein, hier und da ein paar Margueriten und dunkelviolette Natterkopfarten, in welche die Bienen schlüpfen und es sich ganz bequem machen darin. Lavendel und Thymian wuchert überall und duftet in der Schwüle. Sträucher gibt es keine; nur zwei alte, halberstorbene Ölbäume mit kargem Laub stehen ganz einsam am Bachrande und scheinen zu fragen, wie sie eigentlich daher gekommen.

Wir verlassen die Schlucht — die Rinne, besser gesagt — und gelangen auf einen breiten Sattel, Gipfel zur Rechten, Gipfel zur Linken. Der linke ist der höhere und unser Ziel. Ben Tar eilt voraus, wir sehen ihn bald in lebhafter Unterhaltung mit einem riesenhaften Neger in schwarzem Mantel und

weißem Turban. Dann winkt er uns, zu folgen. Wir ersteigen vollends das Plateau und sehen erstaunt eine Art kleiner Festung, aus dem glattbrüchigen Schiefergestein (Tonschiefer?) roh gefügt, und ein ganzes Dörfchen niedriger Hütten aus demselben Material. Eine Fahnenstange mit einem weißen Fetzen daran bezeichnet die Stelle des Betens. Zwischen den steinernen Käfigen führen winzige Gäßchen durch, der wohl abgetretene Fußboden läßt sie wie gepflastert erscheinen. Wo diese Gäßchen hinausführen an den Rand des Hochplateaus, da sieht man in hübschem Durchblick hinab in die Täler des Elaunat, auf das niedrige Hügelmeer mit den hellen Gerstenfeldern, den grauen Saribas, dunkeln, krausen Fleckchen von Gummigebüsch und bräunlichroten, kahlen Felsköpfen. Der Bergrand, der das Einsiedlerdorf trägt, ist sehr tüchtig unterbaut, um Abrutschungen zu verhindern. Die ganze Anlage sieht so wohl befestigt und planvoll erstellt aus, daß der Gedanke naheliegt, es habe sich einst auch hier ein portugiesischer Posten befunden, wie auf dem Gerando im südöstlichen Teil von Elaunat, wo die Ruinen der Festung noch wohl erhalten sind.

Während wir verstohlenen Blickes und unter

Vermeidung eines auffälligen Interesses diese kleine Ansiedlung betrachten, schlüpfen die Bewohner, etwa ein Dutzend sehr schmutziger und abgerissener Greise und Greisinnen, aus ihren künstlichen Höhlen hervor und werden von unsern Arabern mit allen Zeichen tiefster Ehrerbietung begrüßt. Ich sehe, einigermaßen verblüfft, wie Uld Kador und der schöne Uld Staibi mit großer Inbrunst eine fürchterliche alte Hexe abküssen, und überlege mir im stillen, ob es sich bei vorgerücktem Alter nicht empfehlen würde, sich zur arabischen Heiligen auszubilden. Christlichen Heiligen wird diese holde Art der Verehrung ja erst zu teil, wenn sie tot sind. Sehr freigebig steuern alle unsere Leute dem Fonds zur Erhaltung der Ansiedlung bei, den der große Neger in Verwahrung hält. Ein alter Krüppel, der sich herbeiläßt, unsere Maultiere zu halten, wird mit kleinen Silbermünzen förmlich überschüttet. Dafür erhalten die Gläubigen auch den besonders wirksamen Segen des Sherifa, des Korankundigen, der, die Fingerspitzen an der Stirne, Gebete über die Andächtigen spricht, die sie tiefgebeugten Hauptes vernehmen. Ihr „Amen, Sidi!“ zittert vor Ergriffenheit. Sie dürfen sich auch etwas Erde von der heiligen Stelle mitnehmen, die, in einen Koran-

spruch gewickelt und unter dem Turban getragen, gut gegen jede Krankheit ist.

Wir Ungläubigen halten uns schweigend in bescheidener Entfernung, doch etwas ergriffen von dieser kindlichen Andacht auf dieser freien, hohen Gotteskanzel unter dem Weihrauch der kleinen Bergblumen. Wie die Gebete vollendet sind, schreiten wir weiter, dem Gipfel zu.

Ein schmaler Felspfad führt hart am Rande der östlichen Bergseite dahin; senkrecht fällt die Wand darunter ab, die nicht mit Alpenrosen, sondern mit Kaktusfeigen überhängt ist. Wir sind erstaunt zu sehen, daß dieses plumpe Kind der Tiefebene an den Schieferschroffen Fuß fassen kann. Unten liegt ein breiteres Flußtal, das Bett des Gud, der sein spärlich Wässerlein der Morbia, der „Mutter der vierzig Quellen" zuführt; die Morbia ergießt sich bei Asimur ins Meer, und wir ahnen, mehr als wir sehen, die Hügelkette im Norden, die ihren mächtigen Lauf bezeichnet. Nordwestlich sehen wir die Ebene, die wir durchritten haben, am Horizonte von den Hügeln der Uled Fordj begrenzt. Südöstlich und weit gegen Süden zu aber erblicken wir über die Elaunathügel weg die schwarze Kette der Dschi-

biläts. Wäre es klar, so müßte man hinter dieser schwarzen Kette eine weiße aufleuchten sehen — den Atlas. Aber alles ist grau und tot, da der Himmel kein Licht heruntersendet, nur eine bleierne, drückende Halbhelle.

Der rundliche Gipfel ist so voll weißer Marguериten, daß er wie eine kleine Schneekoppe aussieht — lauter ganz große, leuchtend weiße, auch nicht eine der goldgelben, an denen die Ebene so reich ist. Wo der Gipfel gen Westen sanft abfällt, bekleiden ihn spärlich niedrige Gummibäumchen — vielleicht die Reste eines Waldes. Eben erblicken wir eine jener heiligen Megären, die damit beschäftigt ist, junge Bäumchen mit der Wurzel auszureißen, um Brennholz daraus zu machen. Die Leute der Rahamna haben Selbstmord begangen, indem sie ihre Ernährer und Schützer, die Gummiwälder, zerstörten: die Leute des Elaunat sind dadurch nicht klüger geworden.

Ben Tar drängt zur Rückkehr — ob er der friedlichen Gesinnung der Heiligen auf die Dauer nicht traut? Wir scheiden von der luftigen Zinne mit dem schönen Blicke ins Land, nehmen am Einsiedlerdorfe unsere Maultiere in Empfang und führen

sie an langem Zügel den Bergpfad hinunter. Der Abstieg mit den Tieren an der Hand ist mühsamer, als der Aufstieg war. Aber was uns ergötzt, ist das Gericht des Himmels über den trägen Arbi Rahal. Der kann seine Eselin nicht führen, da diese Tiere kein Zaumzeug zu tragen pflegen, sondern geritten, nur von den Füßen des Reiters dirigiert werden. Und die kluge Graue, anstatt vor ihrem Gebieter den Bergpfad hinabzuwandeln, wie er es wünscht und erwartet, klimmt immer wieder und mit großer Hurtigkeit die steilen Hänge hinan, den Blumen nach. Ich will nicht leugnen, daß aufmunternde Zurufe von Uld Kador sie in diesen Ausschweifungen beträchtlich bestärkten. Und da die Eselin weit besser klettert als El Arbi, so ergeht es ihm nun wirklich so übel, wie die boshaften Freunde es beim Ausritt prophezeit haben. Den Aufstieg, den El Arbi sich so bequem gemacht hat, holt er jetzt nach — mit Zinsen!

Unter den einsamen Ölbäumen halten wir Rast, um uns mit einem Glase Tee zu erfrischen. Und während der kurzen Stunde unseres Aufenthaltes sehen wir auf dem Bergpfade, der vor uns liegt, nicht weniger als drei Gruppen betender Pilgerinnen

vorüberziehen. Der heilige Ort ist also anhaltend und lebhaft besucht — das erklärt nun auch die relative Gangbarkeit der Wege, über die ich mich anfangs gewundert habe.

Übrigens ist es interessant zu wissen, daß ein nördlicher Anhänger dieses Berges den Juden Marokkos ebenso heilig ist, wie dieser Gipfel den Mohammedanern. Ein Steinhaufen bezeichnet auf jenem das Grab Aarons, des biblischen Aaron, Moses Bruder. Wer erklärt, wie der gute Mann hierher gekommen? Genug, daß die Juden drauf schwören. Aaron — Sidi Harun — ist übrigens ein sehr populärer Heiliger in Marokko. Er führt eine Bezeichnung, die frei übersetzt etwa so viel bedeutet wie „Heiliger für alles". Denn Sidi Harun hat keine Spezialität. Man trägt ihm Schwierigkeiten auf jedem Gebiete vor, Wünsche aller denkbaren Art — und er erfüllt sie alle.

Eine gute Stunde weiterer Ritt führt uns hinaus aus den Hügeln in das breite Tal des Muilha-Flüßchens, das jetzt schon ganz ausgetrocknet ist. Dort liegt überaus lieblich auf einer grünen Halde, das Tal dominierend und dem Dschibel Chadar gerade gegenüber, das Douar des Dschilali Bel Tunsi,

wo uns das Mittagsmahl erwartet. Auch hier werden wir mit derselben verschwenderischen Gastfreundschaft empfangen wie bei Ben Tar — auch hier aber bekomme ich keine Frauen zu sehen. Dschilali Bel Tunsi ist Bienenzüchter, und sein Honig riecht nach den Blumen der Berge. Gern hätte ich solch eine arabische Bienenzucht gesehen — aber Dschilali Bel Tunsi wechselt das Gespräch, so oft ich davon anfange, die Sariba zu betreten.

Zwei Stunden noch folgen wir dem Laufe des Muilha und treten mit ihm hinaus in die große Ebene, gerade da, wo auf dem letzten Hügel des Elaunat die rote Burg des Kaid Ben Selm liegt, mit dem Rücken ans Bergland gelehnt, mit dem Gesichte hinaus in die weite fruchtbare Fläche blickend. Und dicht unter die rote Ringmauer dieser Kasbah schmiegt sich die Sariba unseres Freundes Miludi, der, auf die gewohnte Weise avisiert, uns schon mit fertig aufgestellten Zelten und dem üblichen Mahle erwartet.

Abend des vierten Tages und fünfter Tag.

Die letzte Viertelstunde dieses Rittes führt uns an der zerstörten Riesenburg des Kaid Dschibil vorbei, und wir gönnen diesem feinen Werke maurischer

Baukunst mit seinen krenelierten Mauern, den vier riesigen Ecktürmen, den wuchtigen Torbogen und dem Hofe von etwa fünfzig Metern im Gevierte einige Minuten der Betrachtung. In dieser kalkarmen Gegend wirkt jedes Haus mit seinen nackten, roten Mauern auf den ersten Blick wie eine Ruine, und diese wirkliche Ruine unterscheidet sich von den bewohnten sehr zu ihrem Vorteil durch die zarten Schleier wilder Blumen, die ihr noch sehr gut erhaltenes Gemäuer überhängen, durch das hohe Gras, das den Hof überwuchert, durch die Störche, die darin umherwandeln oder auf den Zacken des Turmkranzes, still, wie Wächter aus Erz, auf einem Beine stehen.

Kaid Dschibil hat in den Revolutionsjahren sehr stark die Partei des Volkes vertreten und eine wochenlange Belagerung der Regierungstruppen ausgehalten. Erst dann ergab er sich, als die ihm verbündeten Fordjileute, anstatt der Verabredung gemäß zum Entsatz zu kommen, treulos sich zu den Belagerern schlugen — und dann konnte man auf den Zinnen der Burg die Mutter des Kaid erblicken, wie sie, die Arme im Zorn erhoben, den Verrätern Tag um Tag ihre Schande ins Gesicht schrie. Als

in der Burg die Rationen knapp wurden, da war Kaid Dschibil der erste, der eine Woche lang am eigenen Leibe versuchte, mit welchem Minimum von Nahrung ein Mann ohne bedeutenden Kräfteverlust bestehen könne. Und dann, als die Stunde der Übergabe kam, da ließ der Mann, voll grimmen Humors, Unrat und tote Esel in verschiedenen Gemächern der Burg einmauern, und soll, schon in Ketten, noch schallend gelacht haben über die enttäuschten Gesichter der eindringenden Feinde, die sich natürlich zuerst auf die feuchten Mauerflecken warfen, verborgene Schätze dahinter vermutend. — Die Augen der Araber, die dies Märlein erzählen, leuchten auf. „Das war ein Mann!“ fügt Uld Kador mit tiefem Aufatmen bei. Und ich denke bei mir: „Das geschah vor acht Jahren. Und könnte doch gut in der Zeit Rolands geschehen sein! Gewiß, wir leben im Mittelalter.“

Die neue Kaidsburg dagegen ist ein nüchterner, moderner Bau mit glatten Mauern, ohne Türme, ohne Krenelierung, aber dafür durch ein paar europäische Fenster mit grünen Klappjalousien verunziert.

Verzeihe mir, Europa! Aber die Segnungen deiner Kultur treten entschieden störend auf in diesem

Lande der Poesie alter Damaszenerwaffen! — Dagegen bietet das Gesamtbild der ziemlich ausgedehnten Festung mit wohl zwanzig verschiedenen Gebäuden innerhalb der großen Umfassungsmauer und mit dem breiten Kranz von Saribas rings um dieselbe ein sehr typisches Beispiel der maurischen Stadt im kleinen. Es ist wohl in der Tat der Anfang einer solchen, und könnte man, wie Chidher der Ewigjunge, in hundert Jahren „abermals desselbigen Weges fahren", so sähe man wohl das gemauerte Zentrum durch anstoßende Ringe, wie Wabenzellen angeordnet, erweitert, die Vorstädte bis zu zwei- bis dreitausend Hütten zählen, und den kleinen runden, abgetretenen Platz, auf welchem unsere Zelte stehen, in einen Soko mit Hunderten von Verkaufsbuden verwandelt. Freilich — dann ist vielleicht dieser Stadtembryo von heute ein Hauptknotenpunkt der großen transmarokkanischen Eisenbahn, und dort, wo die Kasbah Dschibil steht, liegt ein großer, rußiger Rangierbahnhof, und statt des Storchengeklappers erschallt der poetische Ruf: „Fünf Minuten Aufenthalt! Umsteigen in die Zweigbahn nach dem Muilhatale und Dschibel Chadar!"

Der Gebieter der neuen Burg, Kaid Ben Selm,

befindet sich gegenwärtig mit dem Sultan in Fez, aber der Chalifa (Stellvertreter des Kaid) erscheint gleich bei unserer Ankunft mit ziemlichem Gefolge, um uns in unsern Zelten zu begrüßen. Ich werde zunächst für eine Weile aus dem Kreise der Männer verbannt, lausche ein wenig hinter dem Zelte, und da ich höre, daß das Gespräch drinnen sich nur um die Preise von Bauholz und um die Reparatur von Uhren dreht, so wende ich mich der Dorfstraße zu, die zwischen den kegelförmigen Hütten durch nach einem Feigengarten führt. Natürlich bin ich alsobald von Frauen und Kindern umringt, die sämtlich von Schmutz starren, und halte, wie ein Wanderprediger, auf offener Straße einen Vortrag über Reinlichkeit. Meine Zuhörer sind sehr geduldig. Sie glauben mir aufs Wort, daß alle die furchtbaren Kopfräuden, Schwären und Augenkrankheiten, die sie zur Schau tragen, einzig von ihrer Unsauberkeit herrühren und — betteln mich um Geld an, um Seife zu kaufen. Seife gibt's aber nur in den großen Städten. Ich glaube nicht, daß der Atari, der wandernde Krämer, der diese Landflecken durchzieht, dergleichen Waren in seiner Kiste hat. Und ich bin in einer kleinen Verlegenheit, wie unter solchen Umständen die Rein=

lichkeit, die ich so warm empfehle, hier durchzuführen ist. Der Wurzelabsud, mit welchem sie ihre wollenen Gewänder waschen, dürfte „für den Teint“ kaum empfehlenswert sein.

Endlich werde ich in das Zelt meines Bruders gerufen, wo ich neben dem Chalifa und seinen „Freunden“ auch den etwa zwanzigjährigen Sohn des abwesenden Kaid installiert finde. Miludi, unser Wirt, sitzt schweigend im vornehmen Kreise und bereitet Tee. Der Kaidsohn ist ein unansehnlicher, kindischer, patziger Junge, der sich bereits meiner Reitpeitsche und einer kleinen ledernen Reisetasche bemächtigt hat und so offenbar verliebt darein ist, daß ich ihm die letztere schenke. Die erstere nehme ich ihm mit sehr energischer Miene aus der Hand, da er rücksichtslos damit herumfuchtelt und gelegentlich am Griff nagt — was für einen Kaidsohn ganz und gar kein Benehmen ist.

Der Chalifa ist ein mittelgroßer dunkler Mann mit schwarzem Vollbart, schön von Gesicht und Händen, und wirklich elegant. Er trägt die Dschilabia (Mantel mit Kapuze) der Vornehmen aus feinem dunkelblauem Tuche über seinem weißen, seidendurchwirkten Oberkleide, unter dem ein blaßblauer Kaftan sichtbar wird.

Wie er sitzt, haftet mein Blick einen Augenblick auf seinen bloßen Füßen; diesen wundervoll gepflegten, schneeweißen Füßen des vornehmen Arabers, diesen Füßen mit der rosigen Sohle, die einen Stammbaum aufwiegen. Durch wieviel Generationen muß ein Geschlecht Bequemlichkeit und Wohlstand hegen, damit ein Sproß solch einen Fuß besitzen kann?

Sehr sympathisch erscheint auch ein älterer Bruder des Chalifen — und die Konversation mit diesen beiden Männern gestaltet sich kaum anders als mit europäischen Männern der besten Kreise: Reiseeindrücke, ein wenig Politik und vergleichende Bemerkungen über die Sitten Europas und Marokkos. Die Arabernatur kehrt sich erst heraus, als dem Chalifa unsere Leute vorgestellt werden, die er lange kalt und streng aus seinen dunkeln Augen betrachtet, während sie in gebeugter Haltung und mit solch einem Ausdrucke demütiger Unterwerfung vor ihm stehen, wie sie selbst dem Heiligen gegenüber nicht gezeigt haben. Der Chalifa läßt sich ihre Namen nennen und entläßt dann mit einem hochmütigen Kopfnicken alle bis auf Arbi Rahal, mit dem er näher bekannt scheint und der sich sehr ungeniert mit ihm unterhält. Auch hierzulande wird also der Schwätzer zum Höfling.

Der Chalifa lädt uns ein, das Abendmahl bei ihm zu nehmen, und es versteht sich von selbst, daß infolgedessen Miludis Vorbereitungen einzig unsern Leuten zu gute kommen. Dafür darf Miludi, sowie El Arbi Rahal und Uld Staibi uns zum Chalifen begleiten. Auf ihren Gesichtern steht nicht geschrieben, ob sie diese Ehre sehr hoch anschlagen.

Der Chalifa empfängt uns in einem neuen, noch kaum fertig gebauten Hause, welches dicht am Tore der Kasbah liegt, und in welchem man ein Zimmer durch das übliche Arrangement von Matratzen und Kissen längs der Wände, Teppichen auf dem Boden und hohen Messingleuchtern wohnlich gemacht hat. Die glatten Türen, der indifferente weiße Holzplafond, die Schlösser mit billigen bunten Glasknöpfen sind, ach! europäischen Häusern nachgebildet und der Chalifa scheint sehr stolz auf diese Neuerung zu sein. Die Anlage des Hauses mit den vier Zimmern rings um den offenen Patio ist arabisch, aber die Türbogen sind einfach rund; vergeblich suche ich die bekannte hübsche Skulptur an ihrer Einfassung, vergeblich die zierlichen Galeriechen darüber und die feingeformten Nischen daneben. Es scheint, daß auch in diesem Lande die Devise der Neuzeit lautet: „billig bauen!"

Das Mahl besteht sehr einfach aus gehacktem Fleisch in einer allerdings köstlichen Sauce, gebratenen Hühnern und dem Nationalgerichte, Kuskussu. Diesmal haben wir vermieden, den Verstoß gegen die Sitte zu begehen, den das Mitbringen von Messer und Gabel darstellt — und essen kläglich genug mit den Händen, wobei uns die Araber, unsere Ungeschicklichkeit belächelnd, freundlich Hülfe leisten. Da die übliche Händewaschung und Mundspülung vorangeht und folgt, fügen wir uns dem Gebrauche der natürlichen Eßwerkzeuge ohne besondern Widerwillen — obgleich man sich mit den fettigen Fingern und Lippen und manchem unschicklichen Tröpfchen am Kinn während des Essens sehr strafbar vorkommt. Dem Mahle folgt, wie gewöhnlich, Tee im Übermaße. Nicht befriedigt von all dem, folgt uns die ganze Gesellschaft noch einmal in unser Zelt, wo nun Miludi seinerseits mit dem Teebrette erscheint, und wo, bis elf Uhr nachts, mehr als ein Topf des süßen, starkgewürzten Getränkes verschänkt wird.

Am andern Morgen erscheint der liebenswürdige Chalifa aufs neue, um uns zum Frühstück einzuladen, welches in demselben Raume serviert ist. Es beginnt

mit einer Suppe aus geschrotetem Weizen, die in kleinen Bowles gereicht und mit sehr hübschen, mit Holzbrand und Malerei verzierten Holzlöffelchen gegessen wird. Diese Suppe erinnert so sehr an unsere heimische Hafergrütze, daß ich den arabischen Kindern, die damit beglückt werden, einen Seufzer tiefer Sympathie weihe. Auf diese Suppe folgt dicker Reisbrei mit Milch, Zucker und geschmolzener Butter, die gleichfalls den Gebrauch der Holzlöffel bedingt. Dann folgt frische Leber am Spieß, dann ein Hühnerragout mit Rosinen und gedämpften Zwiebeln, endlich Hammelbraten, etwas reichlich mit rotem Pfeffer, Cumin und Coriander gewürzt — all dies wird mit den Fingern gegessen, was besonders beim Herausfischen der Rosinen aus dem Ragout Schwulitäten bereitet.

Nachdem die Händewaschung und das Teetrinken absolviert ist, drücke ich den Wunsch aus, etwas mehr von der Kasbah zu sehen, als das schmutzige Gäßchen, das uns vom Tor bis zu diesem unfertigen Hause führt. Bereitwillig steht der Chalifa auf und geleitet uns durch eine Reihe ebenso enger und schmutziger Gäßchen und über breite Plätze, wo Schutthaufen liegen und Tiere angekoppelt stehen,

und auf welche die glatten, roten, fensterlosen Lehmmauern trostlos monoton herunterblicken. Der Chalifa führt uns nach dem gegenwärtig von ihm bewohnten Hause, gönnt uns keine Zeit, die hübschere Form der Türen, ihre zarte Bemalung zu bewundern, noch die breitschattenden Feigenbäume in der Mitte des Hofes, die offenbar älter sind als das Haus. Er öffnet rasch eine Tür, und wir stehen in einem weiten, hohen Raume mit kahlen Wänden, den man nach Belieben als Schatzkammer oder Rumpelkammer bezeichnen könnte. In einer Ecke stehen acht große, messingbeschlagene Koffer, die, wie der Chalifa mit einem Lächeln erklärt, sämtlich — gelobt sei Allah! — voll von Silberduros sind. „Hundesohn!" dachte ich empört; „und morgen sperrt er vielleicht wegen fünf Duros einen armen Landmann ein!" — Außerdem war der Raum geradezu vollgestopft mit Teppichen aus Fez und Rabat, mit Teebrettern aus getriebenem Kupfer, mit Maultiersätteln, Zaumzeug und Waffen, die, wie der Chalifa sagt, nur bei Besuchen von Hofbeamten und Regierungspersonen ans Tageslicht geholt werden. Es lag eine unbewußte, aber unausstehliche Arroganz in dieser Vertraulichkeit, mit welcher die kostbaren Dinge für einen Moment vor

uns enthüllt werden: die Arroganz des reichen Arabers, der weiß, daß der Europäer da vor ihm wenigstens in diesem einen Punkte seine Armseligkeit fühlen muß.

Dann führt uns der Chalifa, der über die Sehenswürdigkeiten einer Kasbah etwas einseitige Ansichten zu haben scheint, auf dem kürzesten Wege wieder nach dem improvisierten Empfangssalon zurück. Auf meine Frage nach seiner „Familie" — das Wort „Frau" wage ich nicht auszusprechen — antwortet er nur mit einem Lächeln und wendet sich rasch mit einer gleichgültigen Frage an meinen Bruder.

In demselben Augenblicke erscheint der Kaidsohn, welcher uns nun seinerseits zu traktieren wünscht, und dank dieser Forderung der Gastfreundschaft bekommen wir noch ein besseres Gemach zu sehen als den nüchternen Neubau des Chalifa. Es ist ein großer Saal, eine Treppe hoch, dicht an der Kasbahmauer und mit der Front gegen das offene Land gelegen, derselbe Raum, der sich von außen durch seine grünen Jalousien bemerkbar macht. Dieser kleine Bau, der nur den Saal und eine davorliegende Galerie enthält, scheint eine Art Sommerpavillon zu sein; denn die unästhetischen, aber hier sehr brauch-

baren Fenster öffnen sich groß nach allen vier Seiten, bereit, den leisesten Windhauch aufzufangen oder die Jalousien gegen die Sonne zu stellen. Von innen gesehen, versöhnt mit den häßlichen Rechtecken dieser Fenster die Umrahmung derselben in jener typisch arabischen Gipsskulptur, die, mit zarten Farben ausgemalt, spitzenartig leicht und elegant wirkt. Die Decke des Saales dagegen ist eine üble Kleckserei. Da hat sich ein unternehmender Pinselführer im „Europäischen" versucht. Den Fußboden decken Rabater Teppiche und die Sitzmatratzen sind mit feinem rotem Tuche bezogen. Vor dem Ehrenplatze am oberen Ende des Saales liegt ein ganz billiger europäischer Bettvorleger mit dem beliebten Rosenmuster. Wettstreit zweier Kulturen in diesem kleinen maurischen Landsitze!

Dieselbe Tendenz macht sich beim Teeservice bemerkbar. Das Teebrett sowie der Teetopf sind aus Britanniasilber, die maurischen Gläschen sind durch feine französische Mokkatäßchen ersetzt, eine Art gläserner Schmuckkästchen enthalten Zucker und Tee. Dagegen ist das „Tischtuch", das vor uns auf den Boden gebreitet wird, eine große runde Lederscheibe, die mit Seidenstickerei, Lederschnitt und Untermalung der

ausgeschnittenen Dessins ein kleines Kunstwerk darstellt. Und was mir besonders in die Augen sticht, ist ein silbernes Ambralöffelchen von feinster maurischer Arbeit. Der Boden des Löffelchens ist ein Filigran von großer Zartheit, und darüber schließen sich zwei kleine, gleichfalls durchbrochene Türchen in unendlich feinen Scharnierchen und mit einem winzigen Häkchen zum Zuhalten. In diesen kleinen, halbeiförmigen Schrein wird das Stückchen Ambra gelegt, und dies verleiht beim Umrühren mit dem Löffelchen dem Getränke das eigentümliche, bei den Arabern so beliebte Parfüm. Es ist der höchste Grad maurischen Protzentums, den Tee mit Ambra zu würzen.

Obgleich wir uns mit großem Nachdrucke gegen eine nochmalige Fütterung wehren, müssen wir doch noch Spießchen und Pfannkuchen mit Honig auf unser Gewissen nehmen, während das übrige Mahl von den „Freunden" des Kaidsohnes vertilgt wird, wozu wahrscheinlich in gleicher Weise sein Stallknecht, wie sein Schreiber, ein paar wohlsituierte Landleute aus dem Douar wie der Kadi (Richter, zu unterscheiden vom Kaid, Machthaber, Gouverneur) der Ansiedlung, und selbst ein halbnackter, beulenbedeckter

„Heiliger" gerechnet werden. Man ist nicht aristokratisch gesinnt in diesen Burgen im tiefen Lande; Einsamkeit macht Demokraten.

Unter diesen Höflichkeitsbezeigungen der beiden Herren war es hoher Mittag geworden, ehe wir aufbrechen konnten. Es dunkelte bereits, als wir, nach äußerst scharfem sechsstündigem Ritte über die fruchtbare Ebene zurück, die ersten Hügel der Uled Fordj erreichten, und das Zeltdorf des Chalauni, wo wir für die Nacht Schutz und Rast finden sollten.

Sechster Tag.

Unsere Karawane ist mittlerweile beträchtlich zusammengeschmolzen. Ben Tar und seine Elaunileute haben sich schon vor der Kaidsburg verabschiedet; El Arbi und der Bu Swib schwenken ab, sobald wir auf unserm Rückzug durch die Ebene, der mit dem Austritte ungefähr parallel läuft, auf die Linie ihrer respektiven Douars kommen. Ich bewundere bei dieser Gelegenheit den Orientierungssinn dieser Leute, die sich in dieser absoluten Fläche, die keinen Anhaltspunkt zu bieten scheint, zurecht finden. — Bei Chalauni angelangt, empfiehlt sich auch Uld Kador, der „es nicht mehr aushält", weil

ihm das Zigarettenpapier ausgegangen ist und er die letzten zwei Tage schon das Papier unserer Zuckerhüte zu rauchen gezwungen war. So bleibt uns nur unser letzter Gastfreund Miludi und Uld Staibi, um am nächsten Tage die Reise mit uns fortzusetzen. Der Aufenthalt bei Chalauni war kurz — spät sind wir auf dem windumbrausten Hügel angekommen, da schon violette Schatten über der weiten Fläche hinter uns lagen, und der Berg am Horizonte stahlblau und scharf im gelben Himmel stand. Frierend sind wir den Abend ums Feuer gesessen, während der Sturm pfeifend unser Zelt schüttelte und die Araber umhergingen und die Zeltpflöcke, die sich unter den heftigen Stößen zu lockern drohten, tiefer in den Boden trieben. Und Neues haben wir nicht gelernt bei Chalauni; es sei denn, man rechne den ersten Genuß von Schafmilch und Schafbutter zu den interessanten, wenn auch nicht angenehmen Erfahrungen. Früh am Morgen brechen wir auf, da noch weiße Dämpfe über allen Hügeln stehen und die weiten Grashalden silbern glänzen vom Tau. Und ehe die Sonne die Hälfte ihrer steigenden Bahn durchmessen, langen wir auf Uld Staibis Besitzung im schönsten, fruchtbarsten Teile der Uled Fordj an.

Fast jede Hügelkoppe in dieser Gegend ist von einem großen weißen Hause gekrönt, wenn freilich auch Uld Staibi zu mehr als einem derselben achselzuckend bemerkt: „Der Besitzer ist spurlos verschwunden, und das Haus hat der Kaid geerbt." Kaid Boali weiß sich an Unprotegierten schadlos zu halten für die Rücksicht, die er gegen die zahlreichen Protegierten seiner Provinz nehmen muß — wenn er auch immer noch zu den besseren Gouverneuren gehört. Seine Burg, groß und schneeweiß, mit Gebetkuppel und Turm, leuchtet wie eine silberne Stadt auf fernem Hügel. Sie gilt für eine der schönsten Burgen im westlichen Lande. Aber leider ist unsere Zeit zu knapp bemessen, um auch dort einzukehren und die etwas umständliche Entfaltung maurischer Gastfreundschaft über uns ergehen zu lassen. Unserm treuen Freunde Uld Staibi aber dürfen wir unsern verheißenen Besuch nicht schmälern.

Die Familie der Uled Staibi bewohnt drei große Häuser, welche in geringer Entfernung von einander an einer Hügellehne liegen. Ziemlich das ganze reiche Land, das man von dorten übersieht, gehört zu ihrem Besitze. Kurz vor unserer Ankunft sind wir eine gut bemessene Viertelstunde lang durch ein ein-

ziges, ununterbrochenes Weizenfeld geritten, durch das uns, wie eine goldene Furt, ein Streifchen dunkelgelber Margueriten leitet, vermutlich einen Feldrain andeutend, der in den darüber wogenden Saatfluten versunken liegt. Von der Höhe herab lacht das herrliche Blau der Leinsaat, und Feigengärten, hier schon fast grün, stehen mit ihren feinen, silberästigen Baumkuppeln gegen den klaren Himmel. Überaus lieblich ist das Land — und blickt man rückwärts über die sanften Hügelwellen, so steht, winzig klein und ganz zart, aber immer noch scharf konturiert, der Dschibel Chadar am Horizonte.

Die Familie unseres Freundes besteht aus drei Brüdern und vier Schwestern, die in trauter Eintracht in den drei Häusern und dazu gehörigen Noallen und Chaimas wohnen. Wie unser Reisemarschall Si Hamed, so verraten auch die übrigen Geschwister durch ihre feinen Gestalten und aristokratischen Gesichter eine absolute Rassenreinheit — und dieser Umstand fällt in der Tat bei der Schätzung von Arabern sehr ins Gewicht. Ich mache mir nichts aus dem hochmütigen, trägen und unzuverlässigen Volke, das sich „Andalus“ nennt, weil ihre Vorfahren bei der Eroberung von Granada ein spanisches Bauern-

mädchen erbeuteten, das seinen Nachkommen die leichten Eigenschaften seiner Nation vermachte. Aber ich liebe den rassenreinen Araber, der vielleicht auch seines Stammbaumes Wurzeln in jener glorreichen Zeit des maurischen Kaiserreiches sucht, aber durch all die Generationen seither sein Blut unvermischt erhalten hat, frei von der Verquickung mit weißen oder schwarzen Elementen.

Die Uled Staibi scheinen durch lange Zeit ein Geschlecht von wohlhabenden und unabhängigen Grundbesitzern gewesen zu sein — obgleich die feinen Hände dieser Männer beweisen, daß sie nie selbst den Pflug über diese wohlbestellten Äcker geführt haben. Heute treiben sie auch einen ausgedehnten Handel, und Si Hamed hat das Monopol für eine gewisse Sorte Tee, die in Dukalla sehr beliebt geworden. Si Hamed ist eben im Begriff, in dem ältesten der drei Häuser ein paar zerfallene Zimmer zu eigenem Gebrauche neu aufzubauen, und bewohnt mit seiner jungen Frau und seinem einjährigen Söhnchen unterdessen eine Noalle in dem geräumigen Hofe.

Bei unserer Ankunft werde ich, während die Männer im Feigengarten unsere Zelte aufstellen, durch die älteste Schwester Si Hameds, die in ihrer Würde

als Großmutter bereits unverschleiert unter den Männern wandelt, in Empfang genommen und den Frauen zugeführt. Auch diese sind sämtlich schlanke, feingliedrige Gestalten mit scharfen, blassen Gesichtern, dunkeln Augen und sehr schönen Zähnen, echte Arabertypen mit dem ganzen Zauber ihrer würdevollen Bewegungen. Ihre zarten Mousselinegewänder mit dem Silberschmuck sind tadellos rein; die blaue Tätowierung ihrer Arme und Beine, sowie die sehr diskrete Anwendung von Hennah an den Fingerspitzen zeigt den Geschmack der bessern Stände — die gemeine Araberin übertreibt beides, wie das Straßenkind der süditalischen Städte den Gebrauch der Schminke. Ihre Konversation verrät nicht die Neugier der Unwissenden; sie scheinen kaum zu bemerken, daß ich mich in Kleidung und Auftreten von ihnen unterscheide — sehr zu meinem Nachteil, wie ich allerdings bemerken muß. Sie empfangen mich ruhig, mit einer selbstverständlichen Freundlichkeit — der seltene Besuch scheint hier nicht halb so viel Unruhe und Störung zu verursachen, wie dies in manchem kleinbürgerlichen Hause in deutschen Städten der Fall gewesen wäre. Eine Ausnahme von dieser gastfreien Empfangssicherheit macht nur ein etwa dreijähriger, dicker,

rosiger kleiner Kerl, Si Absalam genannt, der in seinem weißen Kapuzchen das putzigste „Münchner Kindel" darzustellen scheint. Dieser betrachtet mich fortwährend mit feindseligen Blicken und kann auch nicht einmal an mir vorbeigehen, ohne mir mit seinem nackten, kugelrunden Beinchen einen Fußtritt zu versetzen und dazu in verächtlichem Tone das Wort: „N'srania" (Nazarenerin) hinzuschleudern. Da er aber das R noch nicht aussprechen kann, so fällt sein Pathos ins Lächerliche und erweckt eine so verletzende Heiterkeit, daß er schließlich entrüstet sein Teeglas aufnimmt und sich damit in eine entfernte Ecke des Zimmers zurückzieht, wo man ihn lange Zeit noch sein grimmiges „N'sla — sla — slania!" murmeln hört.

Liebenswürdiger sind die beiden Knaben Stami und Staibi, die acht und fünf Jahre zählen mögen. Genau ist ihr Alter nicht zu bestimmen, da Araber bekanntlich ihre Jahre nicht zählen, diese aber — tout comme chez nous! — für Männer gern so hoch, für Frauen so niedrig als möglich angeben. Ich habe einmal einen arabischen Bengel, den ich auf fünfzehn taxierte, nach seinem Alter gefragt, und die Antwort war: „ungefähr zwanzig". Ich habe seine Mutter bald darauf nach dem ihren gefragt, und die Antwort

war: „ungefähr zwanzig“. Vielleicht erklärt sich aus diesem Zuge die fabelhafte Altersstatistik der Patriarchen. — Nun, im Falle von Stami und Staibi erinnerte sich die Mutter wenigstens, daß der eine der Knaben während der Revolution, der andere kurz darauf geboren war.

Stami und Staibi führen mich überall umher, in allen Räumen der drei Häuser, auf den Feldern, zu den grasenden Pferden und zu den jungen Lämmern und Zicklein. Sie zeigen mir alles, von den schönen alten Waffen ihres ältesten Oheims Si Mukhtar an, bis zu den großen Zisternen voll Regenwasser, die so schauerlich tief und schwarz sind, und dem Füllen im Gerstenfelde, das einmal ein Wunder von einem Pferde sein wird. Si Mukhtars Haus ist das feinste von den dreien. Es hat gemalte Türen und Decken, und gute Teppiche bedecken den Boden des Zimmers, in welchem ich empfangen werde. Man stelle sich freilich nicht vor, daß in irgend einem arabischen Hause die Ordnung herrscht, die wir in Europa für selbstverständlich halten. Jeder Raum in diesen Häusern hat eine sehr vielseitige Bestimmung, und wie im Hofe an gespannten Schnüren das Fleisch der Fest-hammel in feinen Riemchen an der Sonne trocknet,

so klappert in diesem Gemache der Webstuhl, tanzt die Spindel in jenem, stehen die flachen Kuskussu-körbe und die Backgeräte im dritten umher, in schöner Verträglichkeit mit den Schlafmatratzen längs der Wände. Die beste Stube erfüllt gewöhnlich ihre Nebenbestimmung als eine Art Storeraum — und besteht, wie hier, der Besitz der Familie aus guter Ware, so ist der Eindruck nicht unangenehm. An einem Ende dieser langen, schmalen arabischen Zimmer ist gewöhnlich eine Art niedriger Verschlag, wie eine kleine Bühne angebracht, am andern Ende ein Parade-bett, in welchem niemand schläft — darin und dar-auf häuft sich in etwas zweifelhafter Ordnung die ganze Habe der Familie. Da [illegible] [illegible] in der Ecke, da liegen Kleidungsstücke, [illegible] Teekisten und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vor, und [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] schneeweiße, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gürtel aus [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] krabbeln [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] allerhand [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Soldaten-[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] ge-[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aus [illegible]

Glase und Weihrauchkugeln aus durchbrochenem Messing. Als sie aber die langen Flinten herankriegen und sich an den Schlössern, die ihnen gerade an die Nasen reichen, zu schaffen machen, erhebt Großmutter Einspruch. Sie holt dafür eine Tarija hervor, die sie mit ihren schlanken, noch schönen Händen schlägt, und der dumpfe, rhythmische Trommelton läßt die Kinderschar verstummen und mit dem Ausdrucke lebhaften Entzückens lauschen. Ob sie wirklich etwas wie Musik darin vernehmen? Auch Si Absalam kriecht besänftigt aus seiner Ecke hervor, stellt sich aber mit einem dezidierten Ausdrucke zwischen mich und das Instrument, als wollte er mit seinem dicken Bäuchelchen die Töne verhindern, bis zu mir zu dringen. In der Folge versuche auch ich, das Instrument, dessen Handhabung so einfach erscheint, zu spielen. Si Absalam erhebt ein Gebrüll — welches aber schnell in ein Grinsen teuflischer Freude übergeht, da es sich zeigt, daß ich auch nicht einen klingenden Ton hervorbringe, obgleich ich mit aller Kraft auf die gespannte Haut schlage.

Das Mittagessen wird in Si Mukhtars Hause eingenommen, wobei ich natürlich das einzige weibliche Wesen, mit Ausnahme der Negerinnen, bin.

Die Frauen sind beim Eintritt der Männer davongehuscht, wie scheue Rebhühner. Nach dem Mahle tauchen sie aber wieder auf und nun muß ich der Reihe nach in dem Hause der Noalla oder der Chaima bei jeder einzelnen einkehren und Tee trinken. Der Nachmittag war lang, und ich glaube, daß ich es bis zu zwanzig Gläschen gebracht habe. Aber ich habe mich gut unterhalten. Das einzige, was meine Betrachtungen störte, ist der Umstand, daß ich aus dem Verhältnis meiner Wirtinnen zu einander nicht klug werde. Da ist eine junge blasse Frau von kaum zwanzig Jahren und sie ist eine Schwester der „Großmutter", und eine Schwester Si Mukhtars, der gleichfalls schon verheiratete Kinder hat. Da ist ein blühendes, junges Weib, groß, lachend und üppig, und sie ist — Gott weiß, wieso? — eine Tante Si Hameds, des Dreißigjährigen. Da ist ein achtjähriger Oheim und seine siebzehnjährige Nichte; da ist — genug! In einem Lande, wo die Frau vom zwölften bis zum vierzigsten Jahre Kinder hat und oft Mutter und Großmutter in einem Jahre wird, sind solche Konfusionen nicht zu vermeiden.

Um so verwunderlicher scheint es mir, daß in einer so großen Familie und in einem so engen Zu-

sammenleben die Frauen in einer scheinbar ungestörten Harmonie miteinander verkehren. Nein, nicht verwunderlich im Grunde, da zwischen dem Ideengang der Großmutter und dem der Enkelin kein Unterschied besteht, da die Interessen dieses kleinen Kreises für alle dieselben sind und immer waren. Si Hamed aber, den ich darüber befrage, führt die Eintracht der Schönen auf andere Gründe zurück. „Solange die Männer einig sind, wie sollen die Frauen streiten? Jeder gibt der Seinen die Peitsche, das bringt sie zur Vernunft.“ Ich bin ein wenig verblüfft, denn zu dem feinen Bilde dieser gesitteten Familie paßt die Äußerung schlecht. Si Hamed hat aber nicht gescherzt. — — —

Der Tag ist goldig untergegangen, der letzte unserer Reise. Für morgen bleibt uns nur ein fünfstündiger Heimritt nach Mazagan, der nichts Sehens- und Nennenswertes mehr bietet. Und nun sitzen wir im Zelt, sehen hinaus in die wunderbar stille Nachtlandschaft, und ziehen, leise plaudernd, die Summe unserer Erlebnisse. Wir haben viel gesehen in diesen sechs Tagen, ein herrliches Stück Land und mancherlei Arten seiner Bewohner: vom Nomadenzelt, der Chaima, bis zur Kaidsburg haben wir manchen

Einblick erhascht in maurisches Leben und Treiben. Habe ich zu viel versprochen, als ich Stami und Staibi verhieß, ich würde sie und die Ihren und ihr schönes Land so treulich schildern, daß die Leute im fernen Europa es lieb gewönnen, wie wir es lieben?

Yakut die Sklavin.

Das bunteste Röcklein in Ben Dris' großem Frauenhause trug die kleine Negerin Yakut. Das bedeutete, daß Ben Dris Yakut lieb hatte. Und wer hat Yakut zu jener Zeit gesehen und nicht lieb gehabt?

Yakuts Vater war ein schöner stolzer Draui [1]) von ebenholzschwarzer Farbe gewesen, ihre Mutter eine Susnegerin; Ben Dris hatte sie samt dem eben geborenen Säugling auf dem Sklavenmarkte zu Marrakesch gekauft. Kaum ein halbes Jahr danach war sie an einem akuten Lungenleiden gestorben, wie solches verweichlichten Wüstenkindern diesseits des Atlas wohl gefährlich werden mag. Aber Yakut war deshalb nicht mutterlos aufgewachsen, vielmehr besaß sie nun ein ganzes Haus voll von Müttern, deren jede den Liebling des Gebieters mit mehr als nötiger Sorgfalt umgab. Denn es gibt kein Volk, das so kinderlieb

[1]) Draui, ein Negerstamm aus dem südlichen Atlas.

wäre wie die Araber, bei denen der Begriff solch eines kleinen Wesens sich nicht mit dem Begriffe vermehrter Ausgaben deckt. Und Yakut empfing Liebe von einem halben Dutzend mütterlicher Seelen und teilte die nährende Brust der Herrin Kiltoma mit dem jüngsten ihrer eigenen Kinder.

Nun reichte sie Ben Dris bis ans Knie oder um ein weniges höher hinan. Saß Ben Dris auf seiner teppichbelegten Matratze beim Mahl, und stand Yakut neben ihm, so konnte sie ihr Köpfchen gerade an seine Schulter legen. Das tat sie aber nur, wenn Ben Dris selber dies kleine, krause, rabenschwarze Köpfchen mit seiner großen rosigen Hand an sich drückte, und dann tat sie es mit einem wunderlich ernsten Ausdrucke in ihrem dunkeln Gesichtchen, nicht als empfinge sie eine Liebkosung, sondern als erfülle sie eine Pflicht. Denn alles, was von Ben Dris kam, war für ihr winziges dreijähriges Negergehirnchen zwingende Macht, auf welche es unbewußt reagierte, nicht wie etwa das Gehirn eines Kätzchens oder Hündchens, sondern weit dunkler als ein solches. So folgt vielleicht das Lämmlein den Rufen des bekannten Hirten; aber es zittert unter seinen Liebkosungen, die es nicht als solche versteht, und entschlüpft freudig, wenn die gewaltige Hand

es losläßt. Darum lachte die kleine Yakut auch nicht, wenn Ben Dris sie küßte, und weinte nicht, wenn er sie — manchmal nur, und dann sehr milde! — schlug. Denn es war ihr nicht wohl und nicht wehe dabei.

Ben Dris' Kinder tobten im mosaikgepflasterten Patio[1]) des Frauenhauses in luftigen Röckchen aus verwaschener Musseline. Yakut stand still beiseite und spielte nicht mit. Denn sie trug kein flatternd Hemdchen, sondern einen langen Kaftan aus dunkelroter Seide, der bis an ihre braunen Patschfüßchen reichte. Auf der kleinen nackten Brust trug sie ein silbernes Amulett an einer Kette von Glasperlen, an ihren Gelenken silberne Reifchen; und in ihrem dicken Haare saß ein schwarzes Tuchläppchen festgebunden, auf dem mit weißen Glasperlen ein eiförmiges Zeichen gestickt war. Das sollte ein Auge darstellen und die Macht des bösen Blickes abwenden. Denn Yakut war kostbares Gut; sie würde auf dem Markte ihre baren fünfzig Duros gewertet haben, und es wäre schlimm gewesen, wenn ein Leid sie getroffen hätte.

Also Yakut spielte nicht mit; erstens, weil sie sich in ihrer steifen Pracht nicht gut bewegen konnte, und

---

[1]) Patio, Säulenhof.

zweitens, weil sie schon ganz klar begriff, daß ein rotseidener Kaftan ein Ding ist, mit dem man respektvoll umgeht. So erwuchs in der kleinen dunkeln Seele Selbstachtung aus der Achtung vor dem rotseidenen Kaftan. Regte sich nicht vielleicht ein natürlich kindliches Gefühl in ihr, eine Sehnsucht nach frohen Spielen? Behüte, kleine Yakut! Wie kämen dir solche Gedanken? Warst du doch mit deinen drei Jahren schon ein ganz gewichtiges Persönchen im Haushalte des Ben Dris: du trugst ein kostbares Kleid und warst die Lieblingssklavin des Sid.

Ben Dris' Kinder spielten barfuß im Hofe der Frauenwohnung. Sie hatten zwar Schuhe, aber sie trugen sie nicht. Wozu auch, da die hennahgefärbten Sohlen ihrer feintätowierten Füßchen keinen andern Boden berührten, als die glitzernden Emailleziegel der Zimmer und des Patio, oder den glatten, weißen Zement der Dachterrasse? Aber Yakut besaß und trug ein paar winzige Schühlein aus hellgrünem Leder mit Goldstickerei. Betrat sie das Frauengemach, so schlüpfte sie daraus und ließ sie an der Schwelle stehen; aber diese Schwelle war für sie nicht die Grenze ihrer Welt wie für die andern kleinen Mädchen des Hauses. Yakut durfte gleich den erwachsenen Sklavinnen frei in allen

Räumen zirkulieren. Sie durfte — klipp, klapp! — mit ihren blitzenden Babuschen in die Prunkzimmer laufen, wo Ben Dris und die Männer Tee tranken, und wo die ganz teuren europäischen Teppiche lagen, die alle Sklaven so sehr bewunderten; denn im Frauenhause gab's nur einheimische Ware aus Rabat, wie in allen andern Häusern der Stadt, und die Sklaven versicherten Yakut, daß das Fremde immer das Schönste sei. Sie durfte auch — Trepp auf, Trepp ab! — bald in den weiten Hof hinunter, wo Ben Dris' großes graues Pferd stand, bald auf die Dachterrasse des Männerhauses hinauf, die nicht mit einer klafterhohen Mauer umgeben war wie die Terrasse der Frauenwohnung, sondern einen schönen Blick bot über eine gewaltige Stadt mit schneeweißen Zinnen, Kuppeln und Moscheetürmen, und nach der andern Seite hin über einen breiten Fluß, gegen welchen das Haus steil und tief abfiel, und jenseits des Flusses noch weiter über eine hellgrüne, schimmernde Ferne. Denn Yakut lebte in Asimur, und der schöne Fluß war die Morbia, und das Land drüben das wilde Stucka. Von diesen drei Dingen wußte aber Yakut nichts.

Einer hätte es ihr vielleicht sagen können: derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die blauweiße Kuppel da

drüben zu einer Zauia oder Klosterschule gehörte, und daß der Mann auf dem Moscheeturme es verkündete, wann nach Allahs Willen die Sonne aufzugehen hatte; derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die großen, weißen Vögel mit den schwarzgezackten Schwingen, deren rote Beine im Fliegen so lang von ihrem Leibe herabbaumelten wie die Enden von Kiltomas Quastengürtel, und die langsam, langsam über dem Fluß kreisten, um sich endlich klappernd auf einem zerbröckelten Turmeckchen der Stadtmauer niederzulassen — daß diese Vögel heilig und weise sind, F'kehs[1]) unter ihresgleichen; derselbe, der die zarten, schlanken Stämme, die jenseits des Flusses ihre gefiederten Kronen so klar und still gegen den blauen Hintergrund abzeichneten, Palmen nannte, und der in den Fischen im Fluß, die sich im Bogen aus dem Wasser schnellten, daß man ihre silbernen Leiber im Sonnenschein blitzen sah, den Schebbel wiedererkannte, den Yakut bisher nur in der roten Pfeffersauce als vielbegehrtes Gericht kennen gelernt hatte. Dieser Alleswisser war Sidi Mohammed, — Sidi, ich bitte! ja nicht Mohammed schlechtweg: ihn so zu nennen, hätte selbst seine Mutter sich nicht er-

[1]) F'keh, Korangelehrter, Gottesgelehrter.

laubt! — also Sidi Mohammed, der neunjährige Sohn des Ben Dris. Der lebte zwar auch in der Frauenwohnung, aber er durfte doch schon mit den Männern essen, und seine Welt hatte gar keine Schranken. Gar keine — denn die Straßen der Stadt, und die Ufer des Flusses, und die Bote der Fischer, und die Granatpflanzungen vor der Stadt, und überhaupt alles, was innerhalb der Mauern und außerhalb der Mauern bis an den blauen Rand der Welt hin lag, alles war Boden für seine Füße, für die Füße eines Mannes! Denn natürlich war Sidi Mohammed ein Mann. Er trug auch einen langen Kaftan, aber der seine war aus dunkelviolettem Tuche. Und darüber trug er eine Dschilabia[1]) aus ganz feinem weißem Wollgespinste, die hatte ein Kapüzchen für sein kahlgeschorenes Köpfchen mit der einzigen Locke. Wenn es kalt war, gab es über der weißen Dschilabia eine dickere aus schwarzem Tuche, die hatte auch ein Kapüzchen, aber das hing hinten hinab, und Si[2]) Mohammed steckte all seine kleinen Herrlichkeiten hinein: alte Konservenbüchsen und abgebrannte Patronen, die er auf der Straße gefunden

[1]) Dschilabia, Obergewand.

[2]) Si, Abkürzung von Sidi, Herr.

hatte; Orangen und Granatäpfel, ein Taschenmesser aus rotem Holz mit einer einzigen Klinge, und eine Schachtel Zündhölzer. Sidi Mohammed hatte auch Babuschen, aber die waren doppelt so groß als die der Yakut und — wie alle Männerschuhe! — goldgelb. Auch hatte Si Mohammed eine rote Ledertasche an einem Bandelier aus dicken grünseidenen Schnüren, und einen feuerroten Fez mit einer langen, blauen Seidentroddel hatte er auch. Und einen silbernen Fingerring hatte er auch. Konnte noch jemand zweifeln, daß Sidi Mohammed ein Mann war? Wenn aber Yakut diesen Herrlichen, diesen Großen und Wissenden, dem sie oft auf der Männerterrasse begegnete, gefragt hätte, was das sei, was so leuchtend und weit da draußen vor ihr lag, so würde der Erhabene wohl geantwortet haben: Das Blaue, nun, das ist der Fluß. Und das Weiße, das ist die Medina [1]). Und das Grüne, nun, das ist einfach das Land. Und dabei wäre es geblieben. Denn mit Eigennamen plagte niemand den Sidi Mohammed, obgleich er auch zur Schule ging. Dort hatte er ja viel, viel Wichtigeres zu lernen: er lernte schöne Suren aus dem Koran, die er ab-

[1]) Medina, jede arabische Stadt, die eine Moschee hat.

schnurren konnte, wie die Spieldose seines Vaters ihre hurtig laufenden Töne abschnurrte. Und er lernte diese Suren auf glatten, weißen Holztäfelchen nachmalen, bis er dies selbständig und ohne Vorlage tun konnte. Sidi Mohammed war ein guter Schüler. Was er sonst noch im Leben brauchte, das Zählen und Rechnen mit Pfunden und Zentnern, mit Ellen und Zollen, das brachte sein Vater ihm spielend bei, wenn der Kleine seine neugierige Nase in die Papiere des Schreibers steckte oder altklug an Geschäftsgesprächen sich beteiligte. Dazu sind Schulen nicht auf der Welt. Lernte nun Yakut auch keine Geographie von dem Sohne ihres Gebieters, so dankte sie ihm doch, was sie an Anschauung von der Welt draußen besaß. Denn, klein wie sie war, hätte ihr Näschen auch über den niedrigen Rand der Männerterrasse nicht gereicht, wenn nicht Si Mohammed sie emporgehoben und auf die Mauerbrüstung gesetzt hätte, daß sie hinabschauen konnte in die schwindelnde Tiefe, wenn er nicht sie festhaltend an sich gedrückt hätte, auf daß der kleine Körper nicht dem schaudernden Blicke folge, hinunter in die blaue Unendlichkeit. Denn Ben Dris' Haus war hart am abstürzenden Felsufer gebaut, und — mit den senkrechten Wänden seiner Unterbauten, die das Terrain

vor Unterwaschung und Nachrutsch schützen sollten — vom Flusse auf wohl fünf Stockwerke hoch. Aber was gab es dafür auch alles zu sehen von diesem Dache! Flußaufwärts die Windungen der schönen Morbia zwischen den Granatgärten des fruchtbaren Dukalla einerseits und den roten, ginsterbewaldeten Hügeln des wilden Stucka andererseits. Die Fischerbarken, die den Fluß herunterglitten, und deren Boden so bedeckt war von glitzernder Beute, daß es aussah, als wären sie innen ganz aus Gold und Silber, rosenfarbiger und blaßgrüner Seide; die Kühe, die von den Hügeln hernieder zur Tränke stiegen, bis an die Brust im kühlen Wasser standen und den Kopf still auf die glatte Flut legten, wie auf ein Kissen; die großen, braunen Männer, die drüben am andern Ufer ihre Netze breiteten oder, mit sehnigen Armen auslangend, die vollen aus dem Wasser zogen. Und das Lustigste von allem, die Fähre, die Tag um Tag, Stunde um Stunde den Fluß kreuzte, und bei der es immer Kampf, Geschrei und allerlei drollige Zufälligkeiten gab. Wahre Abenteuer! Denn Neuankommende und Langharrende, Tiere und Menschen, drängten sich an der schmalen und ziemlich steilen Landungsstelle. Lasttiere mußten abgepackt werden, kostbare Waren

wurden im Schlamm herumgezerrt. Händler und Bootsleute tobten. Die Boote können an das seichte Ufer nur auf eine Entfernung von zwei oder drei Meter herankommen, Pferde und Maultiere weisen mit Bäumen und Ausschlagen die Zumutung zurück, den von bewegt rauschender Flut ausgefüllten Zwischenraum zu durchwaten, und die Kamele protestieren mit einem höllischen Gezeter. Aber an Zügel, Schwanz, Mähne und Beinen zerren kräftige Negerfäuste, und endlich steht das erschöpfte Tier bis an die Brust im Wasser, aber ratlos vor dem schaukelnden Bootsrande vor seiner Nase. Jetzt klettern die Neger ins Boot und heben die Vorderfüße des Tieres zu sich herein; noch ein Schlag mit der Peitsche von hinten, und der Rest folgt freiwillig nach. Dann werden Menschen und Waren ins Boot getragen, und nun setzt sich im engen Raum und auf schwanker Basis der Kampf ums Dasein fort, den am erfolgreichsten die bösartigen Kamele zu führen scheinen. Am andern Ufer wiederholt sich das Schauspiel beim Ausladen, und gellten nicht Tier- und Menschenstimmen in einem allzu tollen Chorus empor, man hätte Yakuts lustiges Kinderlachen weit über die silberne Fläche hintrillern hören müssen. So lernte Yakut von Ben Dris'

Dache aus die Welt kennen, und kein übles Stück davon.

Sidi Mohammed, der Erklärer, der Verstehende, war für Yakut die trauteste Erscheinung in ihrem ganzen kleinen Dasein. Freilich war auch er ihr Herr, war Wille und Vorsehung für sie, so gut wie Ben Dris selbst. In ihrer kleinen Seele war der Instinkt des Gehorsams generationenlang vererbt und gezüchtet, mächtiger als jeder andere, und das Wort Sidi löste ihn aus. Gleichviel, ob Sidi Ben Dris oder Sidi Mohammed: es war der Herr!

Nur war Sidi Mohammed nicht solch überwältigendes Volumen von Macht wie Sidi Ben Dris, vor dem das kleine Wesen eine Art Grauen empfand, bei aller Güte, die er ihm erzeigte. Si Mohammed stand in einer Höhe, die Yakuts Augen erreichbar schien. Wenn der Knabe sie schlug, so fuhr des Kindes kleine Faust nicht selten in einer blitzschnellen, kaum bewußten Abwehr gegen ihn los, während es Ben Dris' Strafen scheinbar ohne Gefühl über sich ergehen ließ; wenn der Knabe mit Yakut scherzte, sie neckte, oder gar küßte, so belebten sich die bläulich dunkeln Augen, und ein helles, girrendes Kinderlachen jubelte nicht selten auf, wie Vogelgezwitscher aus einem Halmennest am

Boden. Sidi Mohammed war ein Ding, das Yakut begriff und kannte, fürchtete sie es auch — Ben Dris war eine geheimnisvolle, bedrückende Größe: wenn Yakut, ganz klein, die Frauen in flüsternder Ängstlichkeit von Allah reden hörte, so zeigte ihre Vorstellung ihr Ben Dris.

Das war im Grunde richtig und ganz in der Ordnung, und Ben Dris gefiel es so. Er winkte, und Yakut ging und kam mit trippelnden Füßchen und mit ihrem stillen, ernsten Gesichtchen, als wäre sie ein Ding mit einem Uhrwerk inwendig, das man aufziehen oder abstellen konnte, wie man wollte. Sie hielt, was man ihr in die Hand gab, regungslos, brachte und trug fort, was man wollte und wohin man wollte, alles mit einer konzentrierten Aufmersamkeit, die bei dem winzigen Persönchen drollig und rührend zugleich wirkte. Wenn die Freunde des Hauses im Kreise beim Tee saßen und der Ehrengast das duftende Getränk einschenkte, so lief Yakut barfuß zwischen den ruhenden Männern her und hin, um leere Gläschen zu holen, volle zu verteilen. Das war fast ihre einzige Arbeit, und auch diese legte Ben Dris ihr eigentlich nur zu dem Zwecke auf, um das schöne Negerkind zu voller Würdigung zu zeigen. Oft aßen auch Europäer bei

Ben Dris, und auch dann trug Yakut die Teegläschen hin und her. Wollten die Fremden sie kosen, so entzog sie sich mit sprödem Gesichte; denn ihnen gegenüber fühlte sie keinen Zwang des Gehorsams. Steckten sie ihr Backwerk zu, so legte sie es schweigend auf die Schüssel zurück; gab Ben Dris ihr ein Stück, so aß sie es, aber ohne ein Zeichen der Lust; gab es ihr jedoch Si Mohammed, so blitzten Zähnchen und Augen des Kindes sekundenlang in einem süßen Lächeln auf; mit einem schnellen Griffe faßte das Händchen nach der Gabe und barg sie sorgfältig auf der Brust in den Falten des roten Kaftans. Dann stand Yakut wieder still und würdevoll.

So war Yakut, als sie drei Jahre zählte.

Yakuts Erziehung war einfach und anschaulich. Daß man den Herrn mit gekreuzten Armen und einem Beugen des Oberkörpers zu grüßen hatte; daß man für eine Gabe seinen Kleidersaum oder seine Hand küssen mußte; daß man seinen Befehl oder Anruf mit einem ehrfürchtigen: „Nama Sidi — du befiehlst, o Herr?“ zu beantworten pflegte; daß man ihm das erste Glas reichte und die Gläser der andern Männer nicht einholte, bevor das des Gebieters geleert war — das begriff die kleine Negerin instinktiv

und übte es, wie sie es von den andern Sklaven geübt sah. Aber es gab Lektionen, die eine kompliziertere Gehirntätigkeit erforderten. Eine solche, zum Beispiel, fand statt, als der jüdische Schreiber des französischen Kaufmannes in Mazagan, mit welchem Ben Dris Geschäfte machte, das Haus in Asimur besuchte. Yakut trieb sich neugierig im Patio umher, stand nach Kinderart still und starrte mit runden Augen, in denen das Weiße funkelte, die fremde Erscheinung im schwarzen Talar an. Während Ben Dris die Botschaft des europäischen Kaufmanns las, rief der Jude scherzend das schöne Negerkind an, und Yakut, die sich von einem Großen zitiert fühlte, kreuzte mit allerliebst prompter Reaktion die Ärmchen über dem nackten braunen Brüstlein, machte eine Verbeugung und sprach klar und vernehmlich: „Nama Sidi — du befiehlst o Herr?" Da lachten die Sklaven im Hintergrund des Hofes laut auf und etwas verlegen lachte der Jude. Yakut aber, ehe sie wußte, wie ihr geschah, fand sich emporgehoben und fühlte, während sie zappelnd unter Ben Dris' linkem Arme hing und ihre Händchen ängstlich an den Falten seines Gewandes Halt suchten, ihre Fußsohlen in sehr eindringlicher und unangenehmer Weise bearbeitet. Sie heulte

nicht — dazu war sie zu verwundert, denn sie glaubte, sehr korrekt gehandelt zu haben. Als der Jude das nächste Mal wieder kam, verneigte sich das Sklavenkind noch tiefer und sagte noch höflicher: „Nama Sidi — du befiehlst, o Herr?" um gleich wieder unter Ben Dris' Arm zu schweben und das böse Rohrstäbchen auf den Fußsohlen zu spüren. Diesmal brüllte Yakut aus Leibeskräften, aber da sie im Grunde ein ganz logisch denkendes kleines Persönchen war, so brachte sie sehr richtig die Sohlenstreiche mit dem Juden in Verbindung und beobachtete von nun an das Verhalten der übrigen Sklaven gegen schwarze Männer dieser Art. Da bemerkte sie bald, daß man einen solchen nicht mit „Sidi" anredet, sondern schlechtweg als „Jhudi — Jude". Und wenn man in der dritten Person von ihm sprach, dann folgte dem Worte ein Epitheton: „l'ihud channs". Und „channs" bedeutet eine Eigenschaft, die den Geruchsinn affiziert und dem Volke Jehovas von alters her zugeschrieben wird.

Yakut wußte ganz gewiß nicht, was Verachtung heißt. Aber als zwei Monate später der Jude wieder Gelegenheit fand, sie anzusprechen, da machte die kleine Person keine Verbeugung. Mit einem Blähen

ihrer feinen Nasenflügel und einer unbeschreiblichen Bewegung der Mundwinkel wandte das winzige Negerfräulein sich ab und sprach ebenso laut und vernehmlich wie einst ihr „Sidi", aber mit ganz anderem Tonfalle, ein hochmütiges: „Jhudi!" Und das vergnügte Grinsen der Umstehenden verriet ihr, daß sie das Rechte getroffen hatte. So lernte Yakut, daß es zwei Arten von Menschen gibt auf dieser Welt.

Aber aus dieser Erfahrung entwickelte sich langsam eine andere, sehr schmerzliche, die tief in Yakuts junges Leben eingriff. Da das kleine Ohr einmal geschärft war für Unterschiede der Betonung, so blieb die Folge nicht lange aus, daß Yakut eines Tages mit einem wehvollen Staunen bemerkte, daß das Wort „abd — Neger" sich von dem verächtlichen „Jhudi" im Tonfall um nichts unterschied. Und daß sie zu den „abd" gehörte, das wußte sie auch. Es geschah von da an öfter, daß Yakut mit einem Ausdruck sinnender Trauer die kleinen Mädchen im Musselinehemdchen betrachtete, die ihr noch eben so tief unter der Würde eines roten Kaftans zu stehen geschienen hatten. Diese kleinen Mädchen wurden „Lalla" genannt, und der Ton fiel unver-

kennbar in eine Kategorie mit der Aussprache des Wortes „Sidi“, während die Worte „ihudi“, „abd“ oder endlich „n'srani“ — Nazarener — eine ganz andere böse, böse Meinung in sich bargen. Und mählich, erst nur in vereinzelten Momenten des Sinnens auftauchend, bald aber tiefer greifend, klarer und schrecklicher, bildete sich eine große Erkenntnis in Yakuts kleiner Gedankenwelt. Der Europäer, der Kulturmensch kann sich das Gefühl nicht vergegenwärtigen, und es gibt gewiß in unseren aufgeklärten Landen keinen einzigen, der ganz erfaßt, was es heißt: das Gefühl, einer untergeordneten Kaste anzugehören. Von Allah zum Dienen bestimmt! Und nicht einmal von ferne die Frage auftauchen sehen: warum eigentlich?

Ja, kleine Yakut, es gibt zwei Arten von Menschen auf der Welt.

Wie Yakut heranwuchs, entwickelte sich der Nachahmungstrieb in ihr. Ich sage nicht: sie lernte — denn es kümmerte sich niemand sonderlich darum, ob sie es tat oder nicht. Aber sie ahmte nach wie ein Äfflein, gelegen oder ungelegen, aber immer vergnügt und aufmerksam, geduldig und mit peinlicher Treue, sie ahmte nach, was sie die Frauen des Hauses

tun sah. Sie sah die alte Schwarze in der Küche den Mahlstein drehen — und Yakuts kleine Händchen fuhren zu, faßten den hölzernen Griff und schoben, bis der helle Schweiß auf ihrem Stirnlein stand. Aber der Mahlstein drehte sich wenigstens — und da die Alte mit krächzender Stimme ein Lied dazu zu singen pflegte, so sang auch Yakut, obgleich ihr Stimmlein in der Anstrengung des beschleunigten Atems fast versagte. Sie sah die Mädchen den geschroteten Weizen sieben, griff resolut nach dem großen runden Sieb, dessen Durchmesser ihre Ärmchen kaum zu spannen vermochten, schüttelte, indem sie ihr ganzes Körperchen mitbewegte, und jubelte, wenn der Gries unter dem Sieb sich häufte. Sie schwang die Messer zum Fleischhacken, immer eines ums andere mühsam mit beiden Armen aufhebend, und wurde bitterböse, wenn die Frauen sie ob der Langsamkeit dieses Verfahrens verspotteten. Mit fünf Jahren versuchte sie schon, mit spitzen Fingerchen die schimmernde Wolle zu drehen; dick und knotig war das Gespinst und so schwarz, als ob Yakut ein Stück ihrer Ebenholzhaut daran gelassen hätte. Aber es hielt doch. Und mit sieben Jahren schob Yakut das Schiffchen durch die Kette des Webstuhls, wo

die Frauen die schönen Gewande für Ben Dris zu weben pflegten. Der Webstuhl war erheblich größer als Yakut, und sie mußte davor hin und her laufen, denn sie spannte kaum ein Drittel seiner Breite. Aber sie brachte das Schiffchen doch durch und freute sich über jeden Faden, den sie gelegt hatte, hätte ihn — traun! — im ganzen Gespinst wiedererkannt, so stolz war sie drauf. Und als Yakut zwölf Jahre alt war, da sah Ben Dris mit Freude auf sie und lobte ihre Arbeit. Denn er hatte nun nicht nur eine schöne, sondern auch eine tüchtige und fleißige Sklavin, und Yakuts Wert war beinahe auf zweihundert Duros gestiegen.

Nun trug sie den roten Seidenkaftan nicht mehr, sondern einen aus goldgelbem Tuche, und darüber einen zweiten aus durchsichtiger, gemusterter Musse-line. Ihr Körperchen gürtete ein buntes Tuch, grün-seidene Schnüre rafften ihre Ärmel, silberne Kettchen und Spangen hielten diese Schnüre an Brust und Rücken fest, zahllose glitzernde Glasperlen rollten um den schönen Nacken und große Ohrringe baumelten über den Schultern. Arm- und Fußknöchel schmückten silberne Reife; das dunkle Haar kräuselte sich nicht mehr glänzend in der Sonne, sondern fiel in einem

Zopfe hinab, den bunte Schnüre durchflochten, und die flache, sanfte Stirne barg sich halb unter einem Scharlachtuche von steifer Seide. Yakut sah sehr prächtig aus — und immer noch war das Gefieder des dunkeln Vogels das bunteste im Hause. Denn Ben Dris hatte Yakut immer noch lieb. Aber diese Liebe war eine andere denn zuvor.

Yakut hatte nicht nur mahlen, sieben, backen, kochen, spinnen und weben gelernt — auch eine andere, um nichts weniger wichtige Schule hatte das Negerkind im Frauenhaus des Ben Dris durchlaufen. Denn die Sklavinnen und Töchter des Kaufmannes und die Gebieterin Lalla Kiltoma selbst, Ben Dris' rundliche, gutmütige, etwas dumme Gattin, sie alle arbeiteten nicht nur, sie plauderten auch dazu. Und das war ebenso wichtig. Wovon sprechen die Fräulein in europäischen Salons bei ihren zartfarbigen Stickereien? Von Männern und Liebe! Und die Frauen des Islam, wovon sprechen sie beim Mahlstein, in der Küche, beim Webstuhl und an der Kunkel? Von Männern und Liebe! Nur daß das Thema bei ersteren so zart angedeutet, so fein abgetönt, so duftig und poetisch im Ausdruck behandelt wird, wie die blaßverschwommenen Ornamente auf

dem hochmodernen Sofakissen oder Tastenschoner, hier aber so derb, frisch, lebendig und unzweideutig, wie die grellbunten Dessins der Rabater Teppiche, die an der Sonne nicht verbleichen.

Die arabische Mutter sieht keine Notwendigkeit ein, natürliche Dinge vor ihren Kindern geheim zu halten, und das Märchen vom Klapperstorch findet keine Nutzanwendung in diesen glücklichen Landen. Lalla Kiltoma erhielt jeden Tag Besuch. Das Haus Ben Dris', des Fugger von Asimur, hatte des Anziehenden gar mancherlei. Nicht allein eine reiche Bewirtung mit Tee und Süßigkeiten lockte die Besucherinnen, es gab noch ein Vergnügen hier, das kein anderes Haus der Stadt zu bieten vermochte: Ben Dris' Frauenwohnung hatte Fenster! Das hatte Ben Dris wagen können, weil diese Fenster gegen den Fluß hinabblickten und — mit kunstvollen Gittern aus Toledo versehen — obendrein so hoch lagen, daß kein Späher von einer Barke aus einen Blick in die Gemächer der Schönen zu werfen vermocht hätte. Dafür warfen die Schönen um so emsiger die ihren hinaus. Nicht den silbernen Flußlauf verfolgte ihr Schauen; nicht das Bild der Stadt, die Tore des Judenviertels, die sich gegen den

schmalen Uferstreifen öffneten und wahrlich des bunten Lebens genug herausließen; nicht die Wäscherinnen, nicht die Färber, nicht die Gerber interessierten die Frauen hinter den eisernen Gittern. Auch nicht der ferne goldgelbe Dünenstreifen am Horizonte, wo die Morbia in die See mündet, und die feine weiße Linie der Barre, dieser furchtbaren Barre, die kein Schiff passieren kann; dieser strengen Hüterin Asimurs, die es auf ewig abschneidet von Welt und Handel; die es im Mittelalter zu einem Seeräubernest gemacht hat und heute zu einer Feste des Islam, zur einzigen Stadt an der Küste, wo kein Dampfer landen, keine Kultur sich ansiedeln kann; dieser unüberwindlichen Barre, die nur einer überspringt: der große Lachsfisch Schebbel, wenn er zur Laichzeit die stillen Wasser der Morbia sucht.

Alles das sahen die Frauen in dem hochragenden Hause nicht mit sonderlichem Bewußtsein. Was sie anging, war das jenseitige Ufer, wo die Straße nach Casablanca führte und wo alles vorüberzog, was zwischen Stucka und Dukalla verkehrte, der Reiche im roten Maultiersattel, wie der Arme auf seinem struppigen Eselein; der Kameltreiber mit schwerer Fracht, wie der Soldat auf prächtig ge-

schirrtem Hengste; der Europäer im weißen Tropenhelm und der Jude, der sich schamlos mit blauem Kopftuche und farbigem Schirme gegen die Sonne schützt wie ein Weib; alles zog vorüber, was Handel und Wandel trieb zwischen den beiden Provinzen, und die klatschlustigen Sklavinnen kannten Namen und Geschichte von manch einem, der dessen ahnungslos die Casablancastraße niederritt. War die Distanz über den Fluß auch groß, so sind die Augen der Araberin um so schärfer, und diese Augen schlossen sich auch nicht, wenn drüben am Ufer die braunen Fischer in glänzender Nacktheit aus dem Wasser stiegen. Niemand verübelte ihnen das. Denn so ist die Logik des Arabers: das Weib kann sehen, was es will, solange es nur nicht selbst gesehen wird, und dafür sind die eisernen Blumenranken der Fenstergitter aus Toledo da. Keuschheit fordert die Sitte für die Augen des Mannes allein, Unwissenheit von der Frau zu verlangen, fiele keinem ein. Und so ward es den Frauen des Ben Dris-Hauses nicht verwehrt, Vergleiche zu ziehen zwischen Besitz und Wünschenswertem — und sie brauchten dazu nicht einmal in unbequemer Stellung Türritzen und Mauerlöcher zu belagern, wie so manche Frauen in andern Häusern.

Aber auch in anderer Hinsicht war Lalla Kiltomas Teestunde eine gute Schule für Mädchen. Die Brudersfrauen Ben Dris', die ihrigen selbst, Schwestern, Basen und Freundinnen, die in naheliegenden Häusern wohnten und von Terrasse zu Terrasse nach Ben Dris' Hause gelangen konnten, ohne nur die Straße zu betreten, — sie alle fanden sich gern und regelmäßig bei der vornehmsten und wohlhabensten und auch in mancher Beziehung erfahrensten Frau der Familie ein, um Rat und Gutachten über alle häuslichen Schwierigkeiten einzuholen. Da wurde offen geklagt und unverblümt geantwortet. Und Lalla Kiltomas Töchter und Yakut, sie saßen dabei, hörten und lernten, und reiften langsam und unmerklich ihrer natürlichen Bestimmung entgegen. Und wenn sie allein waren, so kamen die lichten, holden Mädchenträume und zeigten ihnen das Bild dessen, durch den diese Bestimmung erfüllt werden sollte.

Und wie sah dies Bild in Yakuts dunkler kleiner Seele aus? Lalla Kiltomas Töchter hatten es gut, denen war Spielraum zum Träumen gelassen. Von allen den Männern, deren Vorzüge und Fehler die Frauen beim Tee erörterten, durften sie die ver-

lockendsten Eigenschaften auslesen, zu einem Bilde zusammenfügen und sprechen: „So muß der Mann sein, den ich will!“ Denn Ben Dris war ein reicher Mann und seine Töchter konnten wählen. Die Älteste durfte sagen, daß es ihr besonders auf einen dicken, lockigen Bart ankam, die Jüngste wollte nur in ein Haus heiraten, wo keine Mutter gebot. Die Mittelste sah mehr auf Geld, als auf Schönheit und Freiheit; nur hoffte sie, daß der Zukünftige nicht gar zu alt sein möchte, da sie reichen Kindersegen wünschte. Und Yakut? Sie hatte nicht zu wählen, sie wurde gewählt. Sie war ein Ding, das man kaufte, und wer immer sie an sein Herz nehmen würde — sie hatte nur die Augen zu schließen und zu dulden. Sie war ja Sklavin. Yakut, törichte kleine Yakut! Wußtest du mit zwölf Jahren schon so viel vom Leben, und wußtest noch nicht, daß mancher Mann an deinesgleichen das Beste von seinem Herzen gibt? Auch in den Landen des Moghreb heiratet Geld zu Geld; das gelbe Metall zieht seinesgleichen an, was auch die zarten Mädchen hinter den Fenstergittern des väterlichen Hauses träumen mögen; und es gibt viele Geschichten von freudelosem Eheleben in den reichen Familien dieser Lande, nur daß niemand sie

erzählt. Yakut, du hattest nichts als deine sanften Augen und deine blühende junge Gestalt: wer dich wählte, der wählte nicht Gold, der wählte die helle Lebensfreude, die ihm im Herzen aufsprießen mußte, wenn er dich nur sah. Du warst reich und konntest reich machen — nur daß du nichts davon wußtest.

Wenn Yakut in unbestimmten Träumen über ihre Zukunft nachdachte, dann zeigte ihr Wunsch ihr natürlich die Gestalt, durch welche diese Zukunft am mildesten gestaltet werden konnte. Ein Gebieter mußte es sein, dem sie, die Sklavin, zufiel: also am liebsten ein Gebieter, vor dem man sich möglichst wenig zu fürchten hatte. Eine Macht würde es sein, der sie sich willenlos zu ergeben hatte: also am liebsten eine Macht, die man bereits als wohltätig wirkend erkannt hatte. Und das Traumbild gewann Gestalt: Sidi Mohammed, der Herr-Gespiele, der ein Gebieter hieß und ein Freund war — keinen andern konnte Yakut sich in ihre Zukunft denken. Manchmal fiel ihr gleichwohl Ben Dris ein. Dann starrte sie eine Weile mit gerunzelter Stirne vor sich hin, schüttelte sich leise und kroch ängstlich in sich zusammen. Ben Dris war auch gut — und sie hatte längst verlernt, sich vor ihm zu fürchten. Warum rebellierte ihr

kleines Herz gegen dieses Bild? Klügere Leute haben vergeblich über dies Rätsel nachgedacht, kleine Yakut!

Sidi Mohammed kam immer noch häufig in die Frauenwohnung, obgleich er eigentlich gar nichts dort zu suchen hatte. Er kam, wie er sagte, seine Mutter zu besuchen, in Wirklichkeit einfach einer hinschleppenden Gewohnheit folgend, jeden Tag um dieselbe Stunde und für gleich lange Zeit. Er war nun schon so alt, daß er nicht mehr ohne weiteres eintreten konnte, sondern sich von einem Sklaven anmelden lassen mußte. Dann erhoben sich im Frauenhause die jungen Gattinnen seiner Oheime, die Bäschen und Freundinnen, und selbst die Schwestern zogen ihre seidendurchwirkten, schleierzarten Haiks über den Näschen zusammen und verließen das Gemach, wo Lalla Kiltoma den Besuch ihres Sohnes empfing. Nur die schwarzen Sklavinnen und die kleinen Kinder — deren es in einem Araberhause immer welche gibt! — blieben in dem großen Zimmer zurück, auf dessen Teppichen der Sohn des Hauses jetzt seine langgewordenen Glieder streckte.

Solange Sidi Mohammed ein kleiner Junge gewesen war, hatten Mutter und Sklavinnen ihn mit Liebkosungen beglückt, die er jedoch im Gefühl

seiner Männlichkeit immer höchst ungnädig aufgenommen hatte. Das war der Gegenstand endloser Heiterkeit gewesen. Je zorniger der kleine Mann wurde, je heftiger er um sich schlug, desto herzhafter balgten und küßten ihn die schwarzen Schönen, lachend seinen Fußtritten ausweichend oder ihn hinterrücks überfallend und festhaltend. Dann war der Sidi in das patzige Alter gekommen, wo er gelernt hatte, daß kühle Abweisung eine wirksamere Waffe ist als heller, aufreizender Zorn. Und wie er heranwuchs, wurde er nicht mehr geküßt. Aber die Schar der schwarzen Weiber, deren gutmütige Frechheit und naive Schamlosigkeit in arabischen Frauengemächern die oft träge hinsiechende Heiterkeit zu wecken und zu nähren pflegt, hatten nur ein anderes System alberner Neckerei entdeckt, indem sie den Jungen mit seiner künftigen Vermählung aufzogen. Erst antwortete Sidi Mohammed großartig, er brauche überhaupt keine Frau. Etwas später sagte er, er wolle nur eine Sultanstochter zur Gattin, und mit zunehmender Deutlichkeit seiner eigenen Vorstellungen und Empfindungen ließ er sich nach und nach zu einer Kaidstochter herab, bis endlich sogar einfach ein schönes, reiches Mädchen genügen sollte. Der alte

Scherz, mit welchem auch in Europa langjährige, vertraute Dienerinnen oft und gern ihre jungen Pfleglinge necken, das spaßhafte: „heirate mich!" ist in den arabischen Frauenhäusern mehr als beliebt. Nie konnte Sidi Mohammed drolliger wütend werden, nie seine Erhabenheit nachdrücklicher demonstrieren, als wenn eine nach der anderen der beleibten Ebenholzfeen sich ihm näherte und, ihre körperlichen Vorzüge anpreisend, ausrief: „Heirate mich, Sidi! Wo kannst du eine Schönere finden?"

Es ist schwer, sich einen Begriff von der Ausgelassenheit dieser absolut morallosen Geschöpfe zu machen, sich den Hexensabbath von Lachen und Geschrei vorzustellen, den diese zarten Späße im Frauengemache hervorriefen. Wenn die älteste der Negerinnen, ein trockenes Pfläumchen mit hunderttausend Runzeln, ihre krächzende Stimme erhob, um sich dem jungen Gebieter als zukünftige Gattin anzupreisen, dann lachte Lalla Kiltoma, daß sie ihr Bäuchlein halten mußte, dann jubelten die jüngeren Negerinnen vor Vergnügen, und der Sidi selbst, so ungebärdig er sich stellte, amüsierte sich ganz gut dabei. Und Yakut? Auch in ihr regte sich ganz leise die Frechheit ihrer Rasse, die fast kein Keuschheitsgebot kennt. Auch sie

wollte mitspielen, sich bemerkbar machen, sich hervortun. Und eines Tages rief auch sie, ihr schlankes Figürchen vor dem Knaben aufrichtend und dehnend, mit lustigem Lachen ihr: „Nimm mich, Sidi! Ich bin die Schönste!“

Aber Yakut sagte es nicht, wie die anderen Negerinnen es sagten. Vor allen Dingen: sie sah anders aus, als sie es sagte! Ihr geschmückter Kopf mit all dem Farbgefunkel um das schmale, schwarze Gesicht lag graziös im Nacken, ihr feiner Hals vibrierte, ihre schlanken Hüften zeichneten sich edel unter den weichen Gewändern. Ihre Augen und Zähne blitzten, das feine Kinn spitzte sich reizvoll, und was einzig in ihrem Gesicht unser Gefühl verletzt haben würde, die übervollen, rotgefärbten Lippen, das wölbte sich im Lachen zu einem stolzen runden Bogen. Es gibt Negerinnen, die positiv schön sind, und die zwölfjährige Yakut war eine solche. Dazu zwitscherte und girrte ihre Stimme, als käme sie aus einem Neste junger Turteltauben. Und als dies Mädchen rief: „Nimm mich, Sidi! Ich bin die Schönste!“ — da schalt der Sidi sie nicht eine Ghul und Tochter der Sünde, da hob er den Kopf, blinzelte mit den Augen, machte eine Kennermiene und sagte

mit männlicher Ruhe und Entschlossenheit: „Ich werde meinen Vater bitten, daß er mir Yakut schenkt."

Die lachenden Frauen verstummten plötzlich und Lalla Kiltoma stieß ein entsetztes: „**haram** — Sünde!" hervor. Denn es hatte der junge Sidi da eben etwas ganz Ungeheuerliches gesagt. Mit gleicher Zuversicht hätte er seinen Vater bitten können, ihm das Mark seiner Knochen, das Licht seiner Augen oder das Blut seiner Adern zu schenken. Das wußten alle. Auch Yakut hielt mitten im Herumhüpfen inne, stand zwei Schritte vor dem Knaben in ihrer schönsten Attitüde wie verzaubert stille und senkte langsam, erstaunt und fragend ihre dunkeln Augen in die seinen. Eine große Innigkeit, etwas wie Dank lag in ihrem Blicke. Dem jungen Sidi stieg langsam eine Glut durch alle Glieder herauf, bis unter die wachsweiße Haut seiner Wangen. Das Erröten ist diesem Volke nicht gegeben, sonst wäre der Jüngling errötet. So konzentrierte sich das Feuer seines Innern nur in seinen aufleuchtenden Augen, die sich ihrerseits nun flehend und zärtlich in die der Yakut hefteten. Und wenn er erst selber vor der Kühnheit seiner Worte ein wenig erschrocken gewesen war, so wiederholte er jetzt, wie um seinen Entschluß vor sich selbst

zu bekräftigen, noch einmal leiser, mit geringerer Zuversichtlichkeit, aber mit einem Ausdrucke leidenschaftlichen Verlangens: „Ich werde meinen Vater bitten, daß er mir Yakut schenkt.“

Das tat er auch, noch am gleichen Tage. Aber da mußte er erfahren, daß es auch für einen einzigen und sehr verwöhnten Sohn eine Grenze des Wünschens gibt. Das schöne, regelmäßige Gesicht des Vaters, das Si Mohammed sonst nur in souveränster Ruhe hatte lächeln sehen, verzerrte sich förmlich vor Wut, der schwarze Bart schien sich zu sträuben und einen Augenblick lang sah es aus, als ob Ben Dris sich auf seinen Sohn stürzen wolle, um ihn zu erschlagen. Aber ein wohlerzogener Mann bleibt schließlich ein wohlerzogener Mann — und der Zorn Ben Dris' entlud sich in einem heilsamen Donnerwetter, aus welchem jedoch, als einzig einschlagender Wetterstrahl, nur Ein Wort den Knaben erschreckte und erschütterte: das strenge Verbot, das Frauenhaus je wieder zu betreten. Sidi Mohammed war perplex, wütend und verzweifelt. Aber nun war geschehen, was Ben Dris bei einer schlaueren Behandlung des Falles hätte vermeiden können: nun schien Yakut dem jungen Herzen das begehrenswerteste Ding auf der weiten

Welt. Ben Dris hatte gehandelt wie jener, der ein schwirrendes, baumelndes, bimmelndes Glöcklein durch einen derben Schlag zur Ruhe bringen wollte: erst recht toll klingelte das Ding! Und in Si Mohammeds Seele klingelte das Glöckchen nun Tag und Nacht: Yakut — Yakut — Yakut —!

Das Betreten des Frauenhauses war ihm verboten, und Yakut das Verlassen desselben. Aber das große Haus hatte Winkelchen und Gänge und war abends kaum mehr als spärlich beleuchtet. Es gab hundert Gelegenheiten, Yakut zu finden, wenn sie sich nur finden lassen wollte. Und wie gern ließ sie sich finden, die Kleine, eben Erblühte, dem Segen der Liebe Entgegenreifende! Wer glaubt, daß das primitive Negerkind weniger fein auf sein Ziel loszuarbeiten verstehe, als die routinierteste Mondäne? Yakuts sanfte Augen hatten plötzlich Blitze, die listig und schnell aufschossen, wenn des jungen Sidi Stimme im Hofe drunten nach dem Pferde rief. Dann huschte die Sklavin aufs Dach der Frauenwohnung, zog sich mit kräftigen, jungen Armen an der hohen Umfassungsmauer empor, hing eine Sekunde lang über, tauschte zwei Blicke mit dem davonsprengenden Reiter und verschwand. Dann wußte Si Mohammed, daß

er diesen Abend auf die Terrasse der Männerwohnung gehen würde, um Luft zu schöpfen. Und was die trennende Mauer zwischen den beiden Terrassen betraf — nun, wo Yakut hinaufspringen konnte, da konnte Sidi Mohammed herunterspringen.

Es war ganz gut, daß die Terrasse der Frauenwohnung hohe Mauern hatte: da gab es immer wenigstens einen Winkel, der schwarz und heimlich aussah, wo das weißglühende Mondlicht, die Helle des strahlenden Sternenhimmels nicht hereinflutete. Nur wenn Yakut sich in den Armen ihres Eroberers weit zurückbog, dann hing manchmal ihr Kopf mit all dem blitzenden Schmucke in den Lichtkreis hinaus, aufleuchtend und schnell wieder verschwindend, wie das Antlitz eines schönen Dämonenkindes. Man glaube aber nicht, daß es den keuschen Augen des Mondes Scham bereitet hätte, zu sehen, was sich da im Dunkel vor ihm barg! Ganz junge Menschen kennen, wenn sie normal sind, noch keine brutalen Leidenschaften, und Si Mohammeds und Yakuts Liebe war so poesieverklärt, so duftüberhaucht, so blumenzart, wie eine Primanerliebe im Rosenhag eines deutschen Pfarrgärtchens. Es war ein Austausch unschuldiger Zärtlichkeiten und kindlich unbe-

holfener Küsse, bei denen beide, der Knabe wie das Mädchen, sehr feierliche, erschrockene und ergriffene Gesichter machten. Es war mehr noch ein Austausch süßer Worte; denn die beiden jungen Wesen befanden sich noch in jenem Zustande der Unerfahrenheit, wo man selbst über die Wunderfülle von Empfindungen, Gedanken und Bildern staunt, die wie ein brausender Strom aus unbekannten, innersten Tiefen emporfluten, und wo in dem berauschten Geiste das selige Chaos nach Ausdruck, nach Gestaltung, kurz: nach dem Worte ringt. Es kam Si Mohammed und Yakut viel mehr darauf an, sich zu sagen, wie lieb sie sich hätten, als es sich zu beweisen. Und dazu suchten sie in allen Kammern ihrer Erinnerung nach den passendsten Darstellungsmitteln. Sidi Mohammed, der das Erschauern des kleinen Mädchens an seiner Seite mit einer neuen Wonne empfand, gedachte einer zarten Jagdbeute, die in seinen Händen ebenso zitternd gelegen hatte, und nannte Yakut seine wilde Taube und seine Möve. Yakut, die ein Gefühl leiser Furcht, das mit Bewunderung und Freude rang, auszudrücken bestrebt war, nannte den Jüngling dagegen ihren schwarzen Hengst und freute sich über das Epitheton, das sie als Erste an-

gewandt zu haben glaubte, als hätten nicht tausend liebende Frauen vor ihr es aus der gleichen Empfindung heraus ausgesprochen. Dagegen suchte Si Mohammed wieder seine Lust an Yakuts glitzernder und behender Beweglichkeit darzutun, indem er das Negerkind sein Schlänglein nannte — und die Kleine, ihre Ohnmacht und den süßen, heißen Wirbel in ihrem Innern zum Ausdrucke bringend, rief ihn dafür mit dem Namen des Sturmwindes, der über die Sandwüste weht. Da Sidi Mohammed sich „Samun" gerufen hörte, glaubte er, seine Gewalt betätigen zu müssen, indem er das feine Figürchen faßte, hob, und mit gestreckten Armen hoch über sich in die Lüfte hielt, so daß der geschmückte Kopf mit all seinen blanken Glöcklein ein ganzes Stück weit über der Terrassenmauer auftauchte und Yakuts Blick fast eine Minute lang das Bild der mondbeglänzten Stuckaebene und das breite silberne Band der Morbia festhalten konnte. Freilich duckte sie sich rasch, zappelte ein wenig und strebte herunterzukommen, denn man konnte nicht wissen, wer sie von der Männerterrasse aus hätte sehen mögen. Im Herabgleiten landete ihr Köpfchen auf des Knaben Schulter und sein Arm umschloß sie. Und jetzt, wie sie, an ihn geschmiegt,

seine sehnige Schlankheit fühlte, ergriff sie das Bild des Geradesten, Hochstrebendsten und Vornehmsten, was sie je gesehen hatte, das Bild der Palme, die an dem jenseitigen Ufer der Morbia in den Duft des Himmels aufragte, und sie nannte den Geliebten ihren Palmbaum. Worauf der Sidi, die Metapher weiterspinnend, sie mit einem Granatbäumchen verglich, das zu den Füßen des Erhabenen aufsproßte und seinen einsamen Stamm liebevoll mit glänzendem Laube und flammenden Blüten umgab.

So lebten die beiden jungen Menschen die reiche Zeit durch, in der jeder Sterbliche zum Dichter wird. Yakut empfand bewußt zum ersten und einzigen Male das, was man etwa Glück nennen könnte, etwas, das über die Befriedigung gewöhnlicher Lebensbedürfnisse hinausging und was sie späterhin nie wieder empfinden sollte, auch dann nicht, als sie ihr erstes Kind im Schoße hielt. Zum ersten und einzigen Male lebte sie überhaupt mit vollem Bewußtsein, fühlte ihre eigene Schönheit und weibliche Macht, die sie in der Seligkeit des Geliebten gleichsam abgespiegelt sah, und begann Gang, Worte und Handlungen mit Bedacht auf ein Gefallen abzustimmen, sich förmlich den ganzen lieben Tag lang in Anmut übend, um in der holden

Abendstunde vor den Augen des Einzigen bestehen zu können. Ben Dris, der ihre erblühende Schönheit und Koketterie sah, lächelte ihr oft wohlgefällig zu, und sie, die in dem Beifall des Meisters eine Bürgschaft für den Beifall eines Andern fand, lächelte dankbar und beglückt zurück. Ben Dris mißverstand ihre Blicke und glaubte seine Stunde gekommen.

Es dauerte aber nicht lange, so schreckte ihn ein Zufall aus diesem süßen Irrtum, ein Zufall, der ihn selbst eines Abends Yakut suchen und auf der Suche nach ihr die Terrasse des Frauenhauses besteigen ließ. Da fand er die Sünder — erkannte aber auch zugleich, daß ein gütiges Geschick ihn gerade im rechten Augenblick hatte kommen lassen, sandte seinen Sohn noch in selber Nacht aus dem Hause und am folgenden Tage auf eine Pilgerfahrt nach Mekka, und nahm die weinende Yakut liebevoll an sein Herz, nur ein wenig zu eilig bemüht, sie den Fernen vergessen zu lehren. Von da an war das Gesichtchen der Negerin wieder ernst und still, aus ihren Bewegungen war die bewußte Anmut und Leichtigkeit verschwunden: wer sie in diesem Zeitpunkte gesehen hätte, würde ihren Ausdruck stumpf genannt haben. Yakuts Frühling war vorüber.

* * *

Bis zu ihrem zweiundzwanzigsten Jahre hatte Yakut vier Kinder von Ben Dris. Ihre Stellung im Haushalte war in vielen Stücken gleich der einer rechtmäßigen Frau, denn Ben Dris liebte sie mit einer Leidenschaft und Zärtlichkeit, die ein schlaueres Weib, einer anderen Rasse Kind, reichlich hätte ausbeuten können. In Yakut dagegen lag die Negerdemut angeboren und durch Erziehung ausgebildet. Sie enthielt sich der häuslichen Arbeiten nur, soweit diese mit ihren Mutterpflichten zusammenstießen, handhabte besonders den Webstuhl unermüdlich, mehr aus Freude am Schaffen und aus mechanischer Gewohnheit, als aus Zwang, und unterschied sich im übrigen nun in keinem Punkte mehr von den anderen Negerinnen. Ihre Schönheit war verblüht, ihre sammetige Haut grauschwarz, stumpf im Ton und glanzlos. Ihr kleines Gesicht, noch immer sanft und freundlich, war reizlos und schlaff im Ausdrucke. Auch ihre Kleidung war nicht mehr die phantastisch-bunte, sondern zweckmäßiger und schlichter aus weißer, zartgemusterter Musseline hergestellt; nur ihr buntseidenes Kopftuch und ihre großen Ohrgehänge trug sie noch.

Nicht glücklich und nicht unglücklich hatte Yakut die zehn Jahre an ihres Gebieters Seite dahingelebt.

Ben Dris war ein Mann, an den ein Weib sich gewöhnen konnte. Von Natur mehr zärtlich als leidenschaftlich, wurde der Gewaltige bald zum Bittenden vor dem kleinen Wesen, das seinerseits unvermerkt vom zitternden Widerstand zum willig-freundlichen Gewähren gelangte. Denn besaß Ben Dris auch nicht Seelenzartheit genug, um die zurückbebende Scheu des jungen Weibes zu schonen, so war er doch edel und männlich genug, Yakuts Herz zugleich mit ihren Sinnen, ihre Seele zugleich mit ihrem Leibe gewinnen zu wollen. Darum war er gut mit ihr und hätte die Schätze aller Bazare der Stadt zu ihren kleinen Füßen niedergelegt, wenn Yakut auf solche Dinge reagiert hätte. Aber mit ihrer Liebe zu Sidi Mohammed war auch ihre Eitelkeit dahingegangen, und Ben Dris mußte auf andere Mittel denken, das Herz seiner Sklavin zu erobern. Das machte, daß er selbst aus innersten Tiefen manches hervorholen mußte, was dort schlummernd würde verblieben sein, wäre Ben Dris leichteren Kaufes bei Yakut weggekommen oder hätte er sich mit erzwungener Liebe begnügt. Er fing an, Yakuts Gesundheit zu beobachten, sie mit Sorgfalt zu umgeben, wenn sie litt, weich und ernsthaft mit ihr zu sprechen — kurz: sie und sich selbst zu einem Gefühl zu erziehen,

das inniger und schöner nicht hätte bei hochkultivierten Menschen erwachsen können. Mit Lalla Kiltoma hatte Ben Dris nie so viele Umstände gemacht. Sie war ein reiches Mädchen gewesen, ungesehen um ihres Geldes willen gefreit, aber als Tochter eines vornehmen Mannes zu Forderungen der Rücksicht und Achtung berechtigt. Überall auf Erden aber ist es so, daß das Recht die freie Gabe ausschließt, und deshalb wohl denen, die in der Liebe nicht auf Rechte pochen können! Weil Yakut nichts von Ben Dris erwartete, erhielt sie überreich.

Liebte nun aber Yakut ihren Gebieter? Nach unsern Begriffen von Liebe wäre das zu viel gesagt! Hing ihr Herz noch an Sidi Mohammed? Sicher nicht! Yakut war ein primitives Weib, primitiver Art ihre Seelenregungen. Von dem Tage an, da Yakut das erste Mal Mutter geworden war, war jeder Lebenstrieb in dem einen Instinkte konzentriert. Was sie an warmen, zärtlichen Gefühlen besaß, galt der Brut, was Süßes in ihr Leben kam, kam vom Kinde. Der Mann war nur noch Mittel zum Zweck — und sie empfing Ben Dris, wie sie jeden anderen, leidlich Ansehnlichen empfangen hätte, wäre er auch minder gut zu ihr gewesen: als einen, der kam, um sie zu segnen.

Deshalb geschah es einmal, und nur ein einziges Mal, daß Yakut ihrem Herrn mit einer freien Regung der Zärtlichkeit entgegentrat. Das war, als ihr erster Sohn geboren wurde. Ihre vorher erschienenen Töchterchen hatte sie ohne sonderliche Erregung in die Arme genommen — aber das Glück, einen Sohn zu haben, verklärte ihr stilles Gesichtchen noch einmal zu neuer Jugend. Und als sie das erste Mal nach dieser Geburt vor ihren Gebieter trat, um ihm sein Kind zu Füßen zu legen, da geschah, was das selbstbewußte Weib des Nordens vielleicht nie und nimmer begreifen würde: sie, die geboren und gelitten hatte, sie, die noch schwach von froh ertragener Qual auf schwanken Füßen stand — sie trat auf den Mann zu, durch den sie gelitten hatte, und küßte seine Hand, dankbar dafür, daß er sie zur Mutter eines Sohnes gemacht hatte. Vielleicht verstand die arme Negerin in diesem Augenblicke das Leben besser als manche kluge und gebildete Europäerin.

Und Kiltoma?

Europäermoral und europäische Lebenserfahrung werden sich hier schlimm berührt fühlen, und ein phantasievoller Erzähler würde vielleicht einen dramatisch bewegten Eifersuchtsroman mit obligatem Gift-, Dolch- oder Selbstmord-Effekt am Ende auf die Tatsache bauen,

daß hier in ein- und demselben Haushalte, in der Enge von vier nicht allzuweit getrennten Räumen Gattin und Konkubine eines Mannes Jahr um Jahr zusammen zu leben hatten. Erstere obendrein verblüht, abgetan, vernachlässigt — letztere begehrt, jung, in all der Herrlichkeit ununterbrochener, segensreicher Mutterschaft das Zentrum des ganzen Haushaltes. Aber hier ist eine der zahlreichen Tatsachen im arabischen Leben, wo unsere psychologischen Voraussetzungen zu Schanden werden: die arabische Frau kennt Eifersucht nur dann, wenn eine ungesetzliche Liebe ihres Gatten die Interessen und den Wohlstand der eigenen Brut aufs Spiel setzt; sie ist in ihrer Liebe, wie das Tier, in erster Linie Mutter, leidenschaftliche, wildverteidigende, für ihre Kinder unersättlich gierige Mutter. Yakuts Kindersegen beraubte das Haus Ben Dris' nicht, bereicherte es vielmehr: denn Yakuts Kinder waren Sklaven, wie sie selbst, und ein kostbares Material in Anbetracht der selten schönen und tüchtigen Kreatur, die ihnen das Leben geschenkt. Und Lalla Kiltoma begrüßte jedes neue mit berechtigtem Wohlgefallen [1]).

[1]) Wem diese Ausführungen unwahrscheinlich vorkommen sollten, den verweise ich auf König Sudrakas „Vasantasena", — das Original, nicht die europäisierte Schlimmverbesserung,

Kinderlos, wie sie selbst seit einigen Jahren war, übertrug sie, mit dem Instinkt der Henne, die das fremde Ei wie das eigene betreut, all ihre mütterliche Zärtlichkeit auf die kleinen braunen Würmer, die Yakut dem Hause schenkte. Mit der Erfahrung der Frau, die allerlei hinter sich hat, half sie dem jungen Ding über die Schrecken der ersten Geburt hinweg, nahm Behandlung und Erziehung des Neugeborenen sofort in energische Hände, und wenn es zwischen den beiden Frauen je zu Eifersuchtsszenen kam, so war es um das Kind, das Lalla Kiltoma sich mit ihrem Besserwissen ganz anzueignen drohte. Yakut hatte einst im Hühnerhofe des Ben Dris eine verwitwete Pute gesehen, die schlimmes Regiment unter den brütenden Hennen geführt hatte. Dreie davon hatte sie von ihren Nestern verjagt, sammelte unter ihrer gewaltigen, flockigen Brust, was immer sie an Eiern nur decken konnte, und verteidigte ihren Raub mit kräftigen Schnabelhieben gegen die rechtmäßigen Mütter, die mit jammervollem,

die über deutsche Bühnen gegangen ist! — wo gleichfalls das Weib dem Gatten die Konkubine zuführt, sogar ihren eigenen Schmuck zur Gewinnung der Bajadere opfert. Damit soll natürlich den orientalischen Frauen kein spezielles Kompliment vermeint sein — einfach die psychologischen Voraussetzungen werden festgestellt, auf welche allein die Polygamie sich gründen konnte.

hilflosem Gegacker die Usurpatorin umkreisten. Kiltoma hatte einige Anlagen zu solcher Anmaßung und hätte am liebsten, Yakuts jugendliche Unerfahrenheit zum Vorwand nehmend, der kleinen Mutter die ganze Fürsorge um die eigenen Geschöpfe entrissen. Aber hier war die Grenze von Yakuts Geduld und Sanftmut und es kam zu ganz artigen kleinen Kriegen, von deren Lärm das Frauenhaus widerhallte, und zu deren Schlichtung nicht selten Ben Dris selbst zu Hülfe gerufen werden mußte. Der tat gar bärbeißig, sagte grimmig, streitende Weiber müßten die Peitsche haben, ermutigte aber doch seine Yakut durch ein Seitenlächeln und wies die Dame Kiltoma sehr energisch in ihre Grenzen. Da die Araberin, wie alle Frauen ihres Volkes, im Grunde wirklich gutmütiger Natur war, so fügte sie sich immer für ein Weilchen, und Yakut hatte sich von ihr keiner andern Unbill zu erwehren, als dieses Übermaßes von wohlmeinender Fürsorge, das sich schließlich auf einfache und natürliche Weise brach, wenn Yakut ihr Kind an die nährende Brust nahm: da konnte Kiltoma nicht mit, und die Mutter blieb triumphierende Siegerin im Kampfe um die Liebe des Kleinen.

Die Töchter Ben Dris' waren vermählt und kamen

täglich zu ihrer Mutter in die immer noch gleich belebte Tee- und Visitenstunde. Ihre Kinder spielten auf den Knien der Großmutter und stellten für Stunden wenigstens das Interesse an Yakuts Geschöpfen in den Hintergrund. Auch Sidi Mohammed, der seit seiner Mekkafahrt den Ehrentitel eines „Hadsch"[1]) führte, war verheiratet, und sein schönes weißes Weib, eine Tochter des Kaid Boali aus der Uled Fordj, lebte — natürlich! — im Hause und saß im gleichen Gemache mit Yakut. Keine Tragödie gestaltete sich aus diesem Zusammenleben! Die Dinge waren gegangen, wie sie hatten gehen müssen, wie sie immer und überall gingen. Weit entfernt, das Recht eines noch so schönen und heiligen Erstlingsgefühles für sich in Anspruch nehmen zu wollen, sah Yakut nun in Hadsch Mohammed nur noch den Befehlenden und diente seinem jungen Weibe treu und demütig, worin sie immer dienen konnte. Übrigens verband Ähnlichkeit des Charakters und nicht allzugroße Entfernung des Alters die beiden Frauen zu einer innigen Freundschaft, wohl auch ein bißchen der gemeinsame Kampf gegen die noch immer herrschlustige Lalla Kiltoma. Wohl auch ein wenig die

---

[1]) Hadsch, Pilger.

Gemeinsamkeit der täglichen Tätigkeit und Interessen. Yakuts jüngstes Kind war so alt, wie das älteste der schönen Lalla Isa, und die beiden Mütter tauschten nicht selten scherzweise die Säuglinge, so daß Hadsch Mohammeds weißer Sprößling an Yakuts brauner Brust lag. Aber kein romantisches Ausspinnen vergebener Möglichkeiten regte sich dabei in dem gesunden Wesen, das in seiner Sinnesschlichtheit wohl niemals über das Leben nachgedacht haben mochte und es doch so tief und richtig zu erfassen gewußt hatte.

Hadsch Mohammeds ältestes Kind war ein Knabe, Yakuts jüngstes ein Mägdlein. Und da diese Kinder, zusammen aufgewachsen, in Liebe und Gewohnheit aneinanderhingen, so geschah es eines Tages, daß Ben Dris dem Sohne seines Sohnes, als dieser drei Jahre alt war, in einer großmütigen Anwandlung die kleine Halbblutsklavin, das Kind der Yakut, schenkte — die eigene, leibliche Tochter dem Enkel. Und Yakut klaschte in die Hände und lehrte die Kleine vor ihrem winzigen Gebieter die Arme kreuzen und „Nama Sidi" sagen, wie sie selbst einst getan, als sie noch drei Jahre alt war und den rotseidenen Kaftan trug. Als die Kinder Hand in Hand davonsprangen, blickten Lalla Isa und Yakut sich lächelnd an, Zukunftsgedanken in ihren

verschmitzt blinzelnden Augen aussprechend. Und Ben Dris blickte von einer zur andern und lächelte auch.

Dann kamen für Yakut Jahre, die waren wie weiße Blätter, die niemand beschrieb. Denn Ben Dris begehrte ihrer nicht mehr und ihr Leben floß nun gleichmäßig und friedlich dahin, wie ein Bach, der seine Arbeit getan hat und sich nun träge durch die fetten Wiesen schlängelt, denen er seine Lebenskraft geweiht hatte. Gesund und ohne ängstliches Sorgen wuchsen ihre Kinder auf. Dem Webstuhl entwand sich Stück um Stück der zarten Gewänder, und wenn Yakut einen ereignisreichen Tag zu verzeichnen hatte, so war's, daß ihre Kunst einen neuen oder besonderen Schritt zur Vollendung getan hatte, der von den Frauen der ganzen Verwandtschaft gebührend bestaunt wurde. Tiefere Erregungen als diese kleinen Triumphe ihrer Eitelkeit erlebte Yakut in diesen fünf oder sechs Jahren kaum, und ihr Dasein drohte, in einem Alter, wo das Leben der Europäerin sich oft erst zu gestalten beginnt, in grauenhafter, wenn gleich nicht voll empfundener Einförmigkeit auszulaufen. Aber das Schicksal meinte es besser mit dem sanften Wesen und rettete Yakut durch eine Wendung, die in zwanzig Fällen

einmal sich ereignet, vor dem Lebendigbegrabensein, wie es den meisten Frauen dieser Lande beschieden ist.

Ben Dris war, noch kaum betagt, pötzlich an einem inneren Leiden gestorben, das er nach Araberart lange vernachlässigt und endlich mit Zaubermitteln und wahrhaft „höllischen Latwergen" zu kurieren versucht hatte. Nun saßen die Frauen des Hauses neben dem starren, in weißes Linnen gehüllten Körper, und ihr Geschrei gellte furchtbar durch alle Räume. Mit einer automatenhaft gleichmäßigen Bewegung fuhren sie dabei unaufhörlich mit einwärts gebogenen Fingernägeln über ihr Gesicht herab, die wirkungsvolle Geste einer rasenden Selbstzerfleischung markierend, natürlich, ohne in Wirklichkeit die Haut auch nur zu berühren. So saß auch Yakut da, und ihr Heulen tönte nicht am schlechtesten in dem grausen Chorus, und ihre gekrallten Hände arbeiteten, als müsse sie den letzten Fetzen Fleisches von ihrem Gesichte reißen. Wirklich und echt flossen ihr dabei die Tränen über die schwarzen Wangen — wirklich und echt, obgleich Yakut in dem Toten kaum noch mit klarem Bewußtsein den Mann sah, der sie geliebt und mit Kindersegen beglückt hatte. Aber der Schauer des Todes erfaßte ihre kleine unklare Seele zum erstenmal in diesen Stunden, und das

wahnsinnige Getöse der Leichenklage über der unheimlichen Stille und Regungslosigkeit des starren Körpers weckte die Suggestion grauenhafter, unverstandener Dinge in ihr. Mehr aus Entsetzen vor diesem Schnellen, Unbegreiflichen, Unausbleiblichen, als aus Trauer über den Verlust des Gebieters, weinte die Sklavin noch lange, nachdem Ben Dris' Leichnam mit seinen weißen Umhüllungen auf das letzte Brett gelegt und hinausgetragen worden war auf den grünen, wilden Anger, wo zwischen Palmettogestrüpp und Ginsterbüschen die weißgetünchten Gräber der Moslemin aufleuchteten.

Nun ging es eine Zeitlang abwärts mit dem Glanze des Ben-Dris-Hauses. Denn Hadsch Mohammed war ein übermütiger Geselle, der nicht verstand, sein Geld zusammenzuhalten. Den Handel, den Ben Dris mit den Küstenhäfen in Tee, Glas- und Seidenwaren, Baumwolle, Zucker und Roheisen getrieben, führte der junge Erbe ohne Interesse und flauen Sinnes fort. Dafür tat er sich mit Spaniern aus Mazagan zu einem gefährlichen Schmuggelgeschäft in Waffen und Munition zusammen, deren Einfuhr die maurische Regierung unter allen Umständen und bei hohen Strafen verboten hatte. Der Spaß dauerte auch nicht lange. In einer stürmischen Nacht strandete der kleine spanische Segler, der

sich in einer einsamen Bucht fern der Stadt seiner verbotenen Ware entledigen sollte, und der Handel kam ans Licht. Der Sohn Ben Dris', der nach Araberart zwar sein Geld, aber nicht seinen Namen und kein von seiner Hand geschriebenes Wort an das Unternehmen gewagt hatte, trug allein den Verlust, der Spanier allein die Schande — und beide waren mit dieser Fügung der Dinge verhältnismäßig glücklich weggekommen. Nur daß Hadsch Mohammed sich in der Folge von diesem Handel zurückzog.

Dies heilte ihn jedoch nicht von dem Wunsche, neue, wenn auch minder dunkle und gewagte Handelszweige zu versuchen, und man sah ihn, mehr als seinen konservativen Freunden lieb war, in Europäergesellschaft in Mazagan. Bald gab's Gewinn, bald Verlust. Hadsch Mohammed hatte Geschmack an großen Umsätzen, aufregenden Kombinationen, Geschmack am Risiko gefunden. Sein Vermögen, so groß, stet und unvermindert es seit Generationen dagestanden hatte, erlitt nun bedeutende Schwankungen. Dazu kam, daß der junge Mann eine großartige Lebensführung liebte, daß er nach den Tagen des Trauerns anfing, sein großes Haus Gästen aller Art zu öffnen, und daß der Ruhm seiner Bewirtung, der Unterhaltung, die er bot,

ihrer täglich eine ansehnliche Zahl in den mosaikgepflasterten Säulengängen des Patio versammelte. Fahrende Musikanten aus allen Landen, waren es nun Susneger mit Muschelkränzen im Haare, die ihre monotonen Gesänge nur mit dem Rhythmus kupferner Kastagnetten begleiteten; waren es ländliche Reitabläser [1]) oder zunftmäßig gebildete Künstler aus der Stadt, die selbstverfaßte oder erlernte Balladen zur sanften Begleitung der zweisaitigen Gimbri [2]) vortrugen — sie alle frugen nach Ben Dris' Haus, warteten nicht auf Bestellung, sondern traten ein und waren gewiß, wohl empfangen zu werden, angehört, gespeist und glänzend gelohnt. Die schönsten Tänzerinnen von Asimur tanzten auf Ben Dris' Mosaikboden, und die Münzen, welche ihnen die befriedigten Zuschauer an die Stirne klebten, waren nie geringerer Art als Durostücke. Noch heute erzählt man sich in Asimur, daß in Ben Dris' Hause um jene Zeit täglich ein Mahl für fünfzig Gäste gerüstet wurde, und daß Gaukler, Schlangenbeschwörer und Märchenerzähler vom Markte die Reste genossen, welche die Geladenen nicht vertilgen konnten.

---

[1]) Reita, langes Blasinstrument.

[2]) Gimbri, Geige.

So geschah es in der Zeit einer vorübergehenden Vermögensebbe, daß Ben Dris' Sohn auf den Gedanken kam, seinen sklavenreichen Haushalt etwas sparsamer zu organisieren. Er trat in das Frauenhaus und hielt Musterung. Die alten, von seinem Vater übernommenen Sklavinnen mußten wohl oder übel zu Tode gefüttert werden, eine Reihe leichter Arbeiten war ihnen noch anzuvertrauen: sie vom Hause trennen, hätte geheißen, sie dem Elend preisgeben — und das hatte Ben Dris' Sohn noch nicht nötig. Die ganz junge, heranwachsende Brut war wertvolles Material und blieb zum Vorteil des Hauses. Aber es war da ein mittleres Alter vertreten, und dazu gehörte Yakut: das waren Weiber, zu alt, um noch der Liebe zu dienen, zu jung, um müßig zu bleiben, und ihr Unterhalt kostete täglich eine schöne runde Summe. Hadsch Mohammed war zu stolz, um Sklavinnen zu verkaufen; außerdem verboten ihm dies die Satzungen der englischen Nation, um deren Schutzgenossenschaft er sich neuerdings bewarb und deren Gesetze er zu halten hatte, wollte er ihrer Rechte teilhaftig werden. Aber es gab ein Mittel, sich die Sorge für die Erhaltung überzähliger Haussklavinnen vom Halse zu schaffen, ohne sich zu-

gleich aller Vorteile über sie zu entäußern und ohne sie selbst der Schmach eines Wiederverkaufs auszusetzen: man verheiratete sie!

Die männlichen Sklaven eines großen Haushaltes, die in Stall, Garten und Feld nicht Verwendung finden, werden in der Regel von Jugend auf zu irgend einem Handwerk erzogen. Herangewachsen, arbeiten sie auf eigene Rechnung, und ihre Abhängigkeit von dem Hause, dem sie entstammen, legt ihnen nur eine kleine Fron auf, die nicht schwer drückt. In Ben Dris' Hause waren seit Generationen alle Maurer-, Gipser-, Maler- und Schreinerarbeiten, jeder Hufbeschlag und jeder Kochtopf, jeder Dolch und jeder Kaftan, jedes Paar Schuhe, jeder Zügel und jeder Blasebalg von leibeigenen Sklaven angefertigt worden, die, selbständig in Hütten lebend, ihren kleinen Laden führten und ihr Handwerk betrieben.

Einer dieser Fronleute war der Neger Sliman, der geschickteste Gipsarbeiter an der Küste, dessen Ruf so weit über die Mauern Asimurs hinausgedrungen war, daß Ben Dris' Sohn es vorteilhaft gefunden hatte, ihn in Mazagan zu etablieren, wo er an Neubauten der Regierung, reicher Juden und

selbst an Europäerhäusern Gelegenheit fand, seine Kunst in der Anfertigung der feinverschlungenen Gipsskulptur seines Volkes zu beweisen. Denn in Mazagan hatte sich seit einem Jahre eine Bauära eröffnet, die allen Unternehmungslustigen Gelegenheit gab, Geld oder Material zu verwerten. Und Sliman war Material, das sich verwerten ließ. Er hatte, da der Sidi an seinem Hause keine Verwendung für Gipsarbeiten mehr fand, statt der Fron nur eine kleine Abgabe zu leisten, die er leicht verdiente. Suchte doch in Mazagan den anstelligen Sklaven zu gewinnen, wer immer Arbeit in Kalk oder Tünche zu verrichten hatte.

Nicht nur bei Neubauten wurde er verwendet, wo man ihn gern sah, wenn er auf seinem Gerüste über einem Tür- oder Fensterbogen tronte, bedächtig die Gipsmasse, die nicht zu hart und niemals zu weich war, glattstrich, und dann mit genialen Fingern frei schöpferisch Muster um Muster in den erstarrenden Brei grub, wobei ihm höchstens noch ein Falzbein aus Holz half. Auch das jährliche Tünchen schon bewohnter Häuser, diese durch Klima und Niederschläge bedingte Trocknungs- und Reinigungsprozedur mit zischend heißem Kalke, trug jeder am liebsten dem

Sklaven Hadsch Mohammeds auf. Denn Sliman hatte eine so säuberliche Art, mit der ätzenden Tünche zu verfahren, daß man ein Zimmer, welches er bearbeitete, nicht einmal auszuräumen brauchte. Nicht ein Spritzerchen der Kalklösung flog zur Seite. Glatt abgestrichen, zog der Pinsel Streif um Streif mit so vollkommener Ebenmäßigkeit, daß die fertige Wand, wenn sie trocken war, wie ein Tuch aus weißem Linnen aussah. Auch sprach Sliman niemals während seiner Arbeit, noch lief er dreimal des Tages ins Teehaus wie mancher andere. Still rauchte er sein Kif[1])pfeifchen, und die Zeit, die er zum Stopfen desselben brauchte, war die einzige, die er seiner Tätigkeit entzog.

Dieser tüchtige und beliebte Arbeiter war gerade um diese Zeit bei seinem Herrn um Erlaubnis zur Verheiratung eingekommen, und Hadsch Mohammed gab ihm diese Erlaubnis zugleich mit der Frau selbst. Diese Frau war die nun dreißigjährige, in Ben Dris' Haushalt überflüssig gewordene Yakut, deren Kinder sie vollgenügend in ihrer Arbeit an Webstuhl und Mahlstein vertreten konnten. Ihre älteste Tochter

[1]) Kif, Haschisch, Hanftabak.

war bereits mit einem Haussklaven verheiratet, die zweite einem Feldarbeiter zur Ehe versprochen. Das dritte Kind, der Knabe, war tagsüber bei einem Schreiner in der Lehre, und das Jüngste, die kleine, an Hadsch Mohammeds Sohn geschenkte Sklavin, fing eben an, ihre achtjährige Schönheit zierlich und verheißungsvoll einer frohen Zukunft entgegen zu entfalten.

Zum drittenmal in ihrem Leben weinte Yakut herzbrechend und tagelang, als sie Abschied nehmen sollte von dem Hause, in dem sie aufgewachsen, von ihren Kindern, den Mitsklavinnen, von Lalla Isa, die ihr lieb geworden war, und selbst von Kiltoma, die, unförmlich dick und herzhaft häßlich geworden, noch immer von ihrer Matratze aus, von welcher sie sich fast den ganzen Tag nicht hinwegrührte, das Frauenhaus mit ihrer Weisheit regierte. Man bereitete Yakut ein kleines Hochzeitsfest. Noch einmal wurde sie in bunte Seide gekleidet, mit Glasperlen behängt, mit Sandelholz beräuchert und mit Rosenwasser betaut. Im Frauenhause gab es ein ungeheures Mahl, die jüngeren Sklavinnen tanzten, sangen und schlugen mit kräftigen Fingern die tönerne Trommel, deren surrender Ton tief und behaglich

die laute Lust begleitete. Yakut, die Gefeierte, saß in der Mitte, mit ihrem Herzweh kämpfend, aber redlich bemüht, ihr Gesicht der allgemeinen Stimmung anzupassen. Vor ihr tanzten und jubelten ihre Töchter, die über Schmaus und Lustbarkeit, Musik und rauschenden Festkleidern, Geschenken und mehr oder minder zarten Hochzeitsscherzen ganz vergessen hatten, daß dieser Tag sie auf immer von der Mutter trennen würde. Endlich trug in Yakut das Gefallen an der wichtigen Rolle, die sie heute im Frauenhause spielte, doch den Sieg davon über den natürlichen Kummer; sie sang mit den andern, schlug selbst die Tarija[1]), und fing erst wieder an zu weinen, als die Stunde des Aufbruchs kam.

Sliman war seinerseits von den männlichen Sklaven des Hauses eine Feier bereitet worden, die an Pomp nichts zu wünschen übrig ließ und an welcher sich sogar der Sidi eine Stunde lang beteiligte. Dieser hatte, wie es sich für einen Handelsfürsten geziemte, nicht nur einen wohlgemästeten Festhammel gespendet, sondern auch mit Hühnern, Fischen und Früchten, Rosinen, Oliven und Mandelgebäck

---

[1]) Tarija, tönerne Trommel.

das Mahl zu einem solchen gestalten lassen, daß es den Ruhm des Ben Dris-Hauses in Asimur nur heben konnte. Sliman, welcher der heiligen Pflicht des „Bauchfüllens“, wie der poetische arabische Ausdruck lautet, mit Ernst, Andacht und Gewissenhaftigkeit obgelegen hatte, nahm vergnügten Sinnes die Erwählte an der Pforte des Frauenhauses in Empfang, und nun zogen die Neuvermählten davon, einem aufgehenden Tage entgegen. Rosiges Morgenlicht lag über den eben erwachten Straßen.

Der Weg von Asimur nach Mazagan ist für stete Wanderer nicht viel über drei Stunden lang. Über Hügel führt er, durch grünendes Land, immer nahe dem Meere, immer von seinen lustigen Winden gefegt. In die Frische eines Frühlingstages, in eine steigende Sonne hinein wandelte das Paar, schweigend und gedankenverloren.

Daß Yakut sich stumm verhielt, hatte freilich seinen Grund nicht in der Bedrücktheit einer armen Seele, dem Heimweh nach Kindern und Genossinnen, wie mancher wohl hätte denken mögen; vielmehr hätten sich diese Empfindungen in beredten Klagen Luft gemacht, so wahr nie ein primitives Gemüt schweigendes Dulden zu üben gewußt hat. Auch

Furcht vor dem Unbekannten, Befangenheit vor dem noch kaum gesehenen Angetrauten war es nicht, was Yakut die Rede verschlug. Denn ohne Aufregung, ja selbst ohne Erwartung trat das Weib in diese neue Ehe, an der ihr Innerstes genau so viel oder genau so wenig beteiligt war, wie an ihren ersten Liebespflichten gegen Ben Dris. Was geschehen war, war das Natürlichste auf der Welt für Yakut, denn sie war eben in diesem Augenblicke noch Sklavin.

Daß sie aber mit jedem Schritte, den sie sich von Ben Dris' Hause entfernte, einen Schritt in eine neue, ungeahnte innere Freiheit tat, und daß diese Freiheit langsam in ihr anbrach, wie der weiße Morgen, der über dem Meere emporstieg und Bild auf Bild einer leuchtenden Welt aus dem Schlafe rief, das war es, was Yakut verstummen machte. Sie hätte es freilich nicht auszudrücken vermocht; und wenn Sliman, der an ihrer Seite, in Kalkulationen vertieft, ebenso schweigend dahinschritt, sie hätte fragen wollen: „Yakut, warum sprichst du nicht?" sie hätte nur erschauernd, wie aus einem Traume emporfahrend, stammeln können: „Ich schaue, Herr."

Es hatte schon in den Straßen von Asimur begonnen, obgleich Yakut diese schon ein wenig kannte.

Sie war in den letzten Jahren, seit sie „alt" war und nicht mehr gehütet zu werden brauchte, schon hier und da mit Botschaft in andere Häuser gesandt worden und kannte also eine ganze Reihe der gewundenen, schneeweißen, fensterlosen Gäßchen, die so eng waren, daß Yakut sich oft dicht in den Rahmen einer Tür hatte drücken müssen, wenn ein Reiter auf buntgezäumtem, tanzendem Pferde ihr begegnet war. Aber das war das Quartier der Vornehmen gewesen, wo Yakut sich bewegt hatte. Heraus in das Marktviertel war sie nie gekommen, nie in die Bazarstraßen, wo Laden an Laden sich reihte, wo Mensch an Mensch, Tier an Tier sich drängte, wo Getöse, Bewegung, Leben herrschte, wie Yakut es nie für möglich gehalten hätte. Wie wirkte das jetzt auf ihr geblendet Auge! Da standen die Juden in schwarzen Talaren, ihre gelben Babuschen in der Hand, um den bärtigen Kopf ein blaues Tuch nach Weiberart geknüpft; da standen sie schreiend vor dem Laden, wo ein weißer Moslem inmitten all seiner Schätze von Zuckerhüten, Seidentüchern, Teebüchsen, Gläsern, Blasebälgen, Kupferkesseln und Kerzenpaketen lässig tronte, mit einem kleinen Strohfächer sein Gesicht kühlte, nachdenklich mit den Zehen seiner rosigen

Füße spielte und geduldig wartete, bis der Eifer seiner Kunden sich so weit abgekühlt haben würde, um ihm ein definitives Angebot, in äußerster Ruhe gegeben und unwandelbar behauptet, zu gestatten. Da drängten sich beladene Esel, von Negern getrieben, gleichmütig zwischen die bewegten Massen. Da klingelte der Wasserträger mit seinem blanken Messingbecherlein, in welchem er das Getränk, das er im triefenden, haarigen Ziegenschlauch auf seinem Rücken trug, an Dürstende verkaufte. Da stiegen Öldüfte auf, goldenes Gebäck häufte sich zu Bergen oder brodelte im Kessel, unter welchem ein Knabe mit dem Blasebalg die Glut anfachte, daß helle Funkenregen in die Schar der hungrigen Käufer schossen. Dann trabte ein Kamel einher, massig, riesenhaft, mit seiner hochgetürmten Last die Vordächer der Läden zu beiden Seiten der Straße streifend, wohl auch eines zertrümmernd, und da und dort mit gravitätischer Kopfwendung ein Büschel wilder Blumen abgrasend, das frühlingsfroh aus einer Mauerspalte gesproßt war. Dann duckte sich alles, schrie und drängte sich am Rande der Straße, und der Kameltreiber ließ sein gleichmütiges „Balak — Achtung!“ über das verworrene Getöse der Straße hingellen.

Yakut hielt sich ängstlich dicht an ihren Begleiter, aber unter dem Schutze ihres Haik, der sie ganz umhüllte und nur ihre schwarzen Augen und den Ansatz ihrer hübschen gebogenen Nase freiließ, hatte sie Muße und Freiheit zum Umblicken. Und das tat sie — herzhaft, gierig, leidenschaftlich. Etwas Neues erwachte in ihr.

Das war noch stärker, als sie das schöne Stadttor durchschritten hatten, den großen Marktplatz, wo das Treiben der Stadt sich fortsetzte, gekreuzt, und nun hinauszogen in die Welt, diese weite, grüne Welt, die Yakut von ihrer Dachterrasse so verheißungsvoll hatte daliegen sehen, nah und doch unerreichbar. Jetzt stand sie mitten drin in dieser vielgestaltigen Ferne. Alles sprach zu ihr, alles rief sie an: „Kennst du mich nicht? weißt du nicht, wer ich bin? du hast tausendmal von mir reden hören — sieh, so sehe ich wirklich aus!“ Sie wußte, daß die grünen Hecken um jene Gärten der Kaktus waren, der die kühlen, saftigen Christenfeigen gibt; sie kannte das hellere Laub der Rebe, das sich an den starren Riesengewächsen emporrankte. Sie brauchte nicht zu lernen, daß jene dunkeln Haine an den Hügelabhängen Feigenpflanzungen waren, die weißen Kuppelchen, die da-

zwischen aufleuchteten, Heiligengräber. Sie erkannte das silberglänzende Gewoge der jungen Gerste, die braunen Zelte der Ackerbauern auf freiragendem Hügel, der die windbewegte Flut der Felder überblickte. Und als sie die erste Höhe vor Asimur erstiegen hatten und breit und leuchtend die Palmettosteppe sich vor ihnen dehnte, in leichten Wellen gegen den goldenen Dünenzug hinabsinkend — und als hinter den Dünen blau, endlos und überwältigend das Meer auftauchte: da erkannte Yakut auch Meer, Dünen und Heide wie liebe, alte Traumbilder, die plötzlich lebendig geworden wären. Die blumenbewachsene Straße vor ihr, auf welcher langsam, in schaukelnder Bewegung, majestätisch und still die Reihen beladener Kamele dahinzogen, — die ganze, weithin sich entrollende Hügellandschaft mit den fernen, blassen Rauchwölkchen vereinzelter Douars darüber, — das Aufblitzen eines Regenwassertümpels in einer Talmulde und die Millionen weißer Narzissen an seinen Ufern —: alles erkannte Yakut wieder als etwas, das längst in ihrer Seele geschlummert. Sogar das wußte sie, daß das kleine graue Etwas, das mitten in der blauen Fläche des Meeres stand und eine lange Rauchfahne hinter sich her wehen ließ, ein

Dampfer war. Und das feine, weiße, schimmernde Städtebild ganz am Ende aller Dinge, da, wo Land und Meer gemeinsam in ein Nichts sich aufzulösen schienen, — das war Mazagan, wo die Dampfer landeten, die all das Schöne, Fremde, Kostbare brachten, womit Ben Dris so oft staunende Frauenaugen überrascht hatte.

Yakut zerbrach sich den Kopf nicht darüber, woher es kam, daß ihr all diese Dinge so gleichsam vertraut erschienen. Noch gab sie sich selbst kaum Rechenschaft über das Wunderbare dieses Erkennens. Aber sie empfand doch eines: hatte man in Ben Dris' Hause von einer Landstraße, einem Gehöfte, einer Noalle, einem Felde, einem Pfluge, einem Dampfer oder vom Meere gesprochen — lauter Dinge, die sie nie mit Augen gesehen hatte! — was hatte sie sich dabei gedacht? Nun, genau das, was sie jetzt sah! Und diese Empfindung, so unklar sie sich in ihr regte, erfüllte sie mit einer stillen Freude, die man fast eine Freude des Wiedersehens hätte nennen können. Yakut hatte den Zusammenhang mit der Welt gefunden. Und das ist mehr, als mancher Europäer, der sein Dasein in einer Kanzlei, in der Enge einer Großstadtgasse träge verträumt, von sich sagen kann!

Yakut wandte sich von ihrer Hügelhöhe her um und schaute noch einmal hinunter auf Asimur, das mit seiner schneeigen Kuppel und all den leuchtenden Minarets inmitten seiner Gärten dalag, wie ein Bild aus Winterschnee und blitzenden Eiskristallen inmitten einer Frühlingslandschaft — oder, um eine Vorstellung zu gestalten, die dem Sinne der Afrikanerin näher läge: wie eine Behausung lichter Dschinne, aus Meeresschaum erbaut und so leicht, daß der Ost die ganze Stadt samt allen ihren Bewohnern aufheben und irgendwo in der Wüste niederstellen könnte, wenn es den Geistern so gefiele. Ein Flug von Störchen löste sich im Duft der violetten Ferne auf, daß es aussah, als zöge eine Schar solcher Dschinne eben heimwärts, in majestätischer Ruhe die Stadt umkreisend. Kein Laut als das Brausen der nahen See und das Singen des Windes in der Palmettosteppe — kein Laut, der Menschennähe verriet! Yakut war's, als fühle sie die Macht der Geister über sich. In Wirklichkeit war es der erste Zauber der großen Natur, dem sie erlag. Aber ihre abergläubische Negerseele formte die Vorstellung eben so gut sie es vermochte. Leichten Herzens sagte sie der schimmernden Stadt da unten Lebewohl. Der erste

Morgenstrahl einer innern Freiheit, das erste leise Bewußtsein, daß die Welt da draußen Glück, Pflichten und Wunder enthielt, von denen man sich im engen Kreise nichts träumen läßt, war in Yakuts Seele angebrochen.

* * *

Wunder — Pflichten — und Glück! In dieser Reihenfolge machte Yakut ihre Erfahrungen im neuen Leben. Die Wunder kamen zuerst. Die begannen schon lange, ehe der blumige Asimurweg in den Strand von Mazagan mündete, und zwar begannen sie mit einer Europäerin, die ein dahinfliegendes Pferd mit fester Hand zügelte, es in leichten Galoppsprüngen einhertänzeln ließ, und dabei zu all dieser Ungeheuerlichkeit noch ein ganz unverschleiertes, sonnenverbranntes Antlitz, von gelben Haaren umweht, offen zur Schau trug. Sliman und Yakut blickten einander an — er mit einem überlegenen Ausdrucke, als wolle er zeigen, daß ihn, den Weltkundigen, dergleichen Dinge längst nicht mehr zu überraschen vermöchten; sie mit einer drolligen Grimasse, halb entsetzt und halb bewundernd, nicht ganz im reinen mit sich, ob sie in ein: „haram — Sünde!“ oder in ein: „t'bark

allah — Gott schütze dich!" die eine oder die andere ihrer widerstreitenden Empfindungen kleiden solle.

Dann kam der Strand, die prachtvolle, breite goldene Arena, die in weitem Bogen die Bucht von Mazagan umschließt. Aus dem wehenden Röhricht der letzten Pflanzgärten heraustretend, stand das Paar fast urplötzlich in dem Düneneinschnitte, wo die Straße auf den Strand mündet. Da lag nun das Meer dicht zu ihren Füßen, nicht mehr blau und glatt, sondern tausendfarbig und gewaltig, aus dunkelgrünen und purpurnen Tiefen aufrauschend, in blitzenden, silberblauen Kämmen auslaufend, überall rosigen Schaum um sich streuend. Da donnerte es mit einer Stimme, wie Yakut ihresgleichen noch nicht vernommen hatte. Da tanzten weiße Schaumgestalten um ein einzeln aufragendes schwarzes Felsenriff, an dem noch Fetzen eines smaragdgrünen Moosmantels hingen. Im Hintergrunde, am äußersten Ende des Bogens der Bucht, stand weit vorgeschoben und gleichsam dem Wasser entsteigend die Stadt, nicht mehr duftig und verschwimmend, sondern groß und massig hinter ihren gewaltigen Portugiesenmauern, an denen die Brecher emporschäumten; dicht daneben schaukelte schon verankert der Dampfer, den Yakut von der

Höhe aus hatte hereinkommen sehen, und Boote und Leichter tanzten um ihn auf der bewegten Flut. Der Strand war belebt. Europäerdamen mit roten Sonnenschirmen und mit Blumen auf den Hüten blitzten förmlich da und dort auf der ungeheuren feuchtglatten Fläche, wie zerstreute bunte Muscheln. Kinder spielten im Sande — Kinder mit rosigen Gesichtchen und goldigen Haaren — oder ritten auf niedlichen kleinen Eselchen mit schellenbehängtem Zaumzeug; in weitem Bogen flog der zweirädrige Gig eines Spaniers, von einem Pony gezogen, über den spiegelnden, von der Flut hart geschlagenen Sand daher, bunte Frauengewande und wehende Schleier glitten im Fluge damit vorüber. Wieder machte Sliman sein verständnisvolles Gesicht und erklärte Yakut das Ding und seine Verwendung — denn von einem Wagen hatte sie bislang noch keinen Begriff. Daß der Erklärer statt „Karossa", wie er es von den Spaniern gelernt hatte, — „Korissa" sagte, schadete seinem Prestige nichts. Er erschien sich selbst und Yakut doch hervorragend klug in diesem Augenblicke!

Denn ehe sie die ersten Magazinmauern von Mazagan vor sich auftauchen sahen, waren Yakut und Sliman schon in ein Verhältnis zu einander

getreten, und zwar in ein ganz besonderes, für Yakut völlig neues Verhältnis. Daß der Mann mehr weiß als die Frau, daß er viel weiß, daß er alles weiß — daran war Yakut gewöhnt, das machte ihr keinen Eindruck mehr. Daß er aber sein Weib gleichsam bei der Hand nimmt und einführt in all sein Besserwissen, daß sie seine Erfahrungen teilen — daß sie zur Außenwelt Beziehungen haben sollte, als wäre sie selbst ein Mann: das war der Sklavin aus dem Frauenhause des Ben Dris das Verwunderliche. Kein Abschließen mehr, keine hohe Terrassenmauer, kein Spähen hinter vergitterten Fenstern mehr, törichte Yakut! Man kann der Welt gerade ins Antlitz schauen und wird nicht einmal blind dabei!

Die alte Portugiesenstadt mit ihrer gewaltigen Festungsmauer, sowie die Vorstadt der Magazine blieb rechts liegen. Sliman wohnte natürlich im Hüttenviertel, dem chaotischen Außenquartier von drei- bis viertausend graubraunen Strohkegeln, aus deren Mitte kaum da und dort ein gemauertes Haus oder Hüttchen, freundlich weiß getüncht, aufleuchtete. Und am Abend desselbigen Tages, da ruhte die vornehme Yakut, deren Fuß auf glitzernden Mosaiken zu wandeln gewöhnt war, unter dem geflochtenen

Rohrkegel einer solchen „Noalle" — ruhte auf einer Strohmatte auf gestampftem Lehmboden, während draußen im Hofraume das Feuerchen verglomm, auf welchem die Neuvermählte ihr erstes Abendmahl gekocht hatte. Denn in Slimans Noalle herrschte eine wahre Junggesellenwirtschaft, und Yakuts Pflicht war es, da gestaltend und verbessernd einzugreifen. Damit trat sie in die zweite Phase ihrer neuen Erfahrungen ein.

Araber empfinden einen Wechsel äußerlicher Verhältnisse lange nicht so einschneidend wie Europäer. Ist doch ihr Leben den grausamsten Zufälligkeiten unterworfen, flieht doch mancher Gebieter von heute schon morgen als ein Obdachloser durchs Land, steigen und fallen doch die Lose, über welche Despotenwillkür gebeut, schneller, als Frucht und Blüte des raschlebigen Woldrichsbaumes wechseln, der Yakuts Hütte mit seinen spärlichen Zweigen überrieselte. Die Frau, die gestern noch das fürstlichste Haus an der ganzen Küste bewohnt hatte, überschaute heute, munter erwacht, mit neugierigen Augen den kleinen runden Hofraum, der die drei kegelförmigen Strohhütten umschloß, als ihr eigenes Reich; schlug mit praktischer Erfassung der Situation in dem einen der drei Zucker-

hüte einen primitiven, von Sliman selbst verfertigten Webstuhl auf, kennzeichnete den andern durch Anordnung der Back- und Kochgeräte als Küche, und schmückte den dritten, geräumigsten mit zwei Matratzen, ein paar Strohmatten, einigen bunten Wolldecken und einer blaubemalten Holzkiste zum Schlaf- und Wohnraum. Die Holzkiste barg Tee, Zucker, den zinnernen Teetopf, das messinggetriebene Brett, ein paar bunte Gläschen, eine Räucherkugel und eine Rosenwasserflasche — die Prunkgeräte eines arabischen Noallenhaushaltes. Auf einer Stange, die quer über den Raum durch das Röhricht des Kegels gesteckt war, hingen glatt gefaltet Yakuts und Slimans Festkleider. Was sie sonst besaßen, trugen sie an sich.

Am zweiten Tage nach ihrer Vermählung wusch Yakut Wolle, am fünften Tage schnurrte schon ihre kleine Handspindel über den gestampften Boden der Webehütte — und eine Woche später klapperte der Webstuhl. Im Hofe gackerten die Hühner; ein zierlich geflochtenes Rohrgitter — Slimans Werk — hielt die kleinen Verheerer von einem Beete im Winkel zwischen den Noallen ab, wo Yakut das unentbehrliche Teegewürz, die krause grüne Münze, zog. Ein paar Tauben, die Sliman als Hochzeitsgeschenk er-

halten, flatterten mit gestutzten Flügeln auf den Hüttendächern umher, und ein alter Tontopf, der oben an der gabelförmigen Endung der Gerüststangen der Hütten festgebunden war, sollte ihnen als Brutplatz dienen. Yakuts Hände wurden rauh, ihre Kleider nahmen den Geruch von kochendem Öle und von dem Rauche des Palmettograses an, das in der kleinen Wirtschaft die Stelle der teuren Holzkohlen vertrat. Aber nie hat jemand die Gattin Slimans einen Vergleich ziehen hören zwischen vergangenen Tagen und gegenwärtigen.

Es war selbstverständlich, daß Yakut durch ihrer Hände Arbeit zum Unterhalte beitrug. Sliman trug die feinen Gespinste seiner fleißigen Hälfte auf den Markt, und der Erlös ruhte verborgen in einer kleinen Blechschachtel ganz auf dem Grunde der blaubemalten Holzkiste. Dafür konnten Sliman nnd Yakut sich zum „aid el kebir“ — dem großen Hammelfeste — je ein Paar neuer Pantoffeln zulegen, sowie einen prachtvoll gemästeten Hammel, dessen Fleisch sie gar nicht allein aufessen konnten. Sliman, der die Wege der Welt kannte, brachte ein Viertel des geschlachteten Tieres dem Europäer, bei welchem er eben arbeitete, als „Festgeschenk“; das setzte ihn in den Vorteil, am

anderen Morgen von dem Europäer ein Darlehen verlangen zu können, von welchem Beide, der Borger wie der Borgende, wußten, daß es in menschlich absehbarer Zeit nicht zurückbezahlt werden würde. So trug der Festhammel seine Zinsen. Einen andern Teil des Fleisches schnitt Yakut in schmale Streifchen, salzte und trocknete sie an Schnüren in der Sonne, und bildete so einen Vorrat für die Tage mit herabgesetztem Budget, die jedem arabischen Feste unausbleiblich folgen.

Nach einem Jahre trug Yakut ein drolliges kleines Bündel auf dem Rücken festgebunden, ein Bündel, aus welchem ein schwarzer Krauskopf mit funkelnden Augen hervorhing und, den Bewegungen der Trägerin folgend, von einer Seite auf die andere baumelte. Das Bündel begleitete Yakut überall hin, vom Weberaum in die Küche, vom Gartenbeetchen in den Schlafraum. Auch wenn Yakut am Teiche ihre Gewande wusch, oder wenn sie, züchtig in den Haik gehüllt, goldgelbe Brote, auf einem blankgescheuerten Brette gereiht, zum Bäckerofen trug, weil man auf Palmettogras kein Brot backen kann, hing stets die kleine Last auf ihrem Rücken. Nach einer Weile strampelte das Bündel mit dicken, schwarz-

glänzenden Negerbeinchen zwischen den Hühnern im Hofe der Noalle herum, begleitete übrigens auch jetzt die Mutter zum Bäckerofen, indem es sich an einer Falte ihrer langen Gewande festklammerte — und kurze Zeit später trug Yakut ein zweites auf dem Rücken. Sie hatte im ganzen drei Kinder aus ihrer Ehe mit Sliman. Diese Kinder sind nominell Eigentum des Ben Dris-Hauses. Aber bis heute hat Hadsch Mohammed sich um diese seine lebende Habe noch nicht einmal gekümmert und wird es, menschlichem Ermessen nach, wohl auch nicht tun, wenn nicht traurige Verhältnisse ihn zwingen sollten, Leibeigene als Handelsware zu verwerten. Unter normalen Umständen wird er froh sein, wenn die Fürsorge und Erziehung seines strampelnden Eigentums in den Händen liegen bleibt, die von Natur dazu bestimmt sind. Und wenn in zehn Jahren die Kinder der Yakut über das Land verstreut sein werden, wird niemand danach fragen, welchem Neste die flüggen Vögel entflogen seien.

War Yakuts Welt eine engere geworden, seit sie die Hallen des Ben Dris-Hauses mit drei winzigen Noallen vertauscht hatte? Weit gefehlt, das anzunehmen! Denn das Türchen des runden Hofraumes,

das Sliman aus einer von einem Europäer erbettelten Holzkiste gezimmert hatte, knarrte den ganzen Tag und ließ verhüllte Gestalten, schleppende Haiks, Geklirr von Glasperlenketten und blitzende Babuschen hinaus- und hineinhuschen; Klagen oder Lachen, Raunen, Flüstern oder Gekreisch erfüllte die Hütten, wie einst Lalla Kiltomas vornehme Teestunde. Yakut gehörte der Hüttenstadt, und die Hüttenstadt gehörte ihr. Der geistige Horizont der Negerfrau wuchs und dehnte sich um ein Erhebliches. Denn es geschieht viel Frohes und viel Trauriges in einem Komplex von viertausend Menschenwohnungen, und über die Strohwälle der luftigen Behausungen huscht Mitleid, Neugier, Spott, Liebe oder Haß hinweg, wie die Flammen der großen Brände alljährlich um die Zeit, wo der Samun weht. Yakut sah viele Menschen sterben und saß an manchem Hochzeitsschmause. Sie sah kleine Weltbürger ankommen und große innerhalb weniger Stunden vom Schauplatz verschwinden. Sie sah Menschen arm und reich werden, gesund und krank. Sie sah Männer ihre Frauen schlagen, und Frauen ihre Männer. Sie lernte Weiber kennen, die sich ihre Wangen mit Hennah bemalten und lächelnd ohne Haik durch die Gassen streiften. Sie lernte

Männer kennen, die den Haik einer Züchtigen nicht zu respektieren wußten. Sie lernte sich wehren, und sie lernte helfen. Sie erfuhr, daß man sich um zwei rote Kupfermünzen bis auf Nägel und Zähne verteidigen mußte, und sie erfuhr, daß man sein letztes Brot mit einem Bedürftigeren zu teilen hatte. In ihrer kleinen Seele entwickelten sich harte, streitbare Eigenschaften, neue Waffen erwuchsen ihrem Geiste im Kampfe ums Dasein. Und manchmal — und das war das Verwunderlichste! — war Yakut überhaupt nicht Yakut, sondern ein Teil einer brausenden Menge, ein Wellchen in einem wogenden Strom weißer Gewänder und wildbewegter brauner Arme, und tat Dinge, über die sie sich verwunderte, während sie sie tat. Der soziale Instinkt war in ihr erwacht. Leben und Schicksal der ganzen Hüttenstadt war ihr eigenes, und wenn Tausende stritten, schrien, klagten oder sich freuten, so waren diese Tausende in ihrer kleinen dunkeln Brust, die ihr manchmal bis zum Zerspringen voll schien. Auch ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, ward scharf, lebhaft, interessant. Und wenn Yakut nun an das Haus des Ben Dris zurückdachte, so ging etwas sehr Sonderbares und Beängstigendes in ihr vor: sie sah im Geiste in den

hohen kühlen Säulengängen ein stilles Negermädchen mit sanften träumenden Augen wandeln, und sie wußte, daß dies Mädchen auch Yakut geheißen hatte. Wer war sie sonst? Eine Fremde, von deren innerem Leben die Yakut von heute sich kein Bild mehr machen konnte, die nur noch den Namen mit ihr gemein hatte. Auch ihre Kinder aus Ben Dris' Liebe waren ihr fremd geworden: ihre neue Familie war gar zu groß. Sie umfaßte alles, was Yakut von Menschheit kannte. Und ihr Heim erstreckte sich von den untersten Hütten, die sich an die Stadtmauer von Mazagan lehnten, bis hinauf zu den höchstgelegenen auf den grünen Hügelkämmen, die gleich an die wogenden Gerstenfelder und schattigen Feigengärten grenzten, und von denen man weit ins Land und über Stadt und Meer blicken konnte.

Die äußern Verhältnisse brachten es mit sich, daß Yakut dies ihr neues Leben intensiver auskosten konnte, als dies Generationen vor ihr vergönnt gewesen war. Denn über Mazagan war, wie schon gesagt — und über die westlichen Provinzen überhaupt — ein Geist der Unternehmung gekommen, und Sliman wäre der Letzte gewesen, der einer solchen Ansteckung nicht erlegen wäre. Der Sultan

war nach Fez gezogen, der Steuerdruck in den westlichen Provinzen ließ nach. Wie eine zusammengepreßte Spirale, plötzlich vom Gewichte befreit, schnellte der Lebensmut des Volkes empor. Draußen im Lande gab es Kirmesse und Volksfeste — Volksfeste, deren Teilnehmer zu Tausenden mit Weib und Kind, Zelt und Vieh von Kabyle zu Kabyle zogen, überall schmausend, Reiterspiele veranstaltend und unglaubliche Mengen von Pulver in kindlicher Freude an Lärm und Blitz verknallend. Und als der brausende Zug der Feiernden von den grünen Hügeln gegen die Küste herniederstieg und nahe der Stadt sein lärmendes Freudenlager aufschlug, da nahmen auch Sliman und Yakut an dem „Mussuhn“ — der Kirmes — teil. Mit einem kleinen Zelte, aus Ziegenhaaren gewebt, zogen sie hinaus. Ein Heiligengrab stand da, eine schimmernde, bläulich-weiße Kuppel in einem Feigenhaine; rings um diesen erhob sich flugs eine Stadt brauner Nomadenzelte, Saumtiere standen in langer Reihe dazwischen angekoppelt, auf offenen Plätzen inmitten der Zelte maßen Jünglinge und Männer sich in Kampf- und Reiterspielen, während die Weiber auf lodernden Feuern goldenes Festgebäck bereiteten, triefend von Honig und knusperig von den

kleinen, harten Sesamkörnern, mit denen sie es bestreuten. Abends, wenn der Mond über der Zeltstadt stand, fochten die Männer nicht; dann saßen sie im Kreise rings um den Festplatz, in dessen Mitte nun, schimmernd im weißen Mondlichte, unverschleierte Mädchen ihre wilden, sinnberückenden Tänze aufführten. Yakut konnte, wie sehr sie auch durch die Spalte des geschlossenen Zeltes spähen mochte, die tanzenden Hetären nicht sehen; aber sie konnte ihren Gesang, der wie der Liebesschrei wilder Vögel klang, vernehmen, und er durchschauerte sie. Und wenn sie nicht gewußt hätte, daß Sliman sie peitschen würde, sie wäre hinausgehuscht, um Dinge zu lernen, die sie in langer Ehe und bei der Erzeugung von sieben Kindern noch nicht gelernt hatte. Am Morgen nach durchschwelgten Nächten gingen dann die Männer mit fahlen, finsteren Gesichtern umher, taten grimmig und sprachen davon, die Europäer im Lande zu vernichten; kam der Abend, so brach sich der Blutdurst in der Raserei neuer Orgien.

Wenn Yakut und Sliman bei solchen Festen ihre kleine Blechschachtel auf dem Grunde der blaubemalten Holzkiste mehr als einmal bedenklich erleichterten, so brachte neue, ausgiebige Tätigkeit das Ver-

schwendete bald wieder ein. Das Bauen wurde in Mazagan zur Epidemie. Die reichen Araber, nun nicht mehr besorgt, die Regierung über den Stand ihrer Wohlhabenheit zu täuschen, verwandelten ihre Strohhütten, in denen sie bisher unter dem Schutze einer trügerischen Armut gelebt hatten, sorglos in prunkvolle Steinhäuser. Noalle auf Noalle verschwand. Wand auf Wand stieg aus dem Hüttenchaos empor, weiß und leuchtend ragten überall die neuen Gebäude auf. Sliman war ein vielbegehrter Mann und konnte seine Preise machen. Eine zweite Blechschachtel wurde notwendig, um die dicken Silberstücke aufzunehmen, die der gewandte Arbeiter mit heim brachte. In den Haiks, die Yakut wob, gab es nun seidene Streifen, die bei jedem neuen breiter erschienen. Und das Brot, das sie zum Ofen trug, ward weißer und weißer, und endlich war es sogar mit Kümmel bestreut.

Dann kam das für Mazagan ewig denkwürdige Jahr 1903, das Jahr der Aufteilung der Daya. Die Daya war ein schöner großer Regentümpel, recht in der Mitte der Hüttenstadt, die hügelig ringsherum emporsteigt. Sieben Monate des Jahres war diese Daya voll Wasser und von tausend Enten be-

lebt, und die andern fünf Monate lang war sie eine bunte Wiese, auf welcher die Füllen weideten. Die Hütten, welche sie umgaben, standen auf festgemauerten Sockeln, und zur Winterszeit, wenn das mächtig sich sammelnde Regenwasser zwischen ihnen hindurch seinen Weg suchte, erinnerten sie, isoliert und gleichsam auf der Flut schwimmend, an Pfahlbauten aus alter, alter Zeit. Palmbäume, die sonst auch auf dem Trockenen standen, stiegen dann aus der Wasserfläche empor und neigten ihre gefiederten Häupter, wie um ihr Spiegelbild zu betrachten. Wer diese Daya einmal gesehen hat, wenn die Sonne dahinter unterging, braunrot durch den Rauch der Hüttenstadt glühend, braunrot in der trägen Flut sich spiegelnd, während alle Hütten und die Palmenkronen kohlschwarz gegen den flammenden Himmel abstanden und der Rauch in den Niederungen tiefviolett sich ballte — wer sie dann noch gesehen hat, wenn die Wasser sich verliefen und an ihrer Stelle einen Teich weißer Narzissen zurückließen, der nicht spiegelte und schimmerte, aber wogte und duftete — der wird dies urafrikanische Bild gern in der innersten Schatzkammer seiner Erinnerung bewahren. Aber sentimentale Naturbetrachtung ist dem Araber versagt. Es kam ein Tag,

an welchem der vorhandene Boden der Baulust des Volkes nicht mehr Genüge zu leisten vermochte. Und da dieser Tag zufällig mitten in den Sommer fiel, wo die Daya als Wiese dalag, so geschah es, daß ein genialer Kopf auf die Idee verfiel, sich zu einem Hausbau ein Stück des Dayabodens zu annektieren. Nur ein ganz kleines Stück hart am Rande, wo es keiner großen Unterbauten bedurfte, um sich vor dem Wasser zu schützen! Und da es in Marokko um die Baugesetze noch etwas windig bestellt ist, so forderte niemand Rechenschaft über den Erwerb dieses Bauterrains.

Aber wo Gesetze nicht kontrollieren, da kontrolliert der Neid, und der führt scharfe Buchhaltung. Der Nachbar zur Rechten, wie der Nachbar zur Linken, von einem unbewußten Gerechtigkeitsgefühl durchdrungen, rutschte flugs mit seiner Baulinie um die zwei oder drei Meter nach, um welche jener erste gegen die übrigen im Vorteil stand; die weitern Nachbarn folgten natürlich, und lange, ehe die Regenzeit kam, stand die Daya zu beiden Seiten von einer Reihe neuer Bauten begrenzt, die gradliniger kein Architekt hätte planen können, als es die jeden Fußbreit Landes haargenau messende Mißgunst reguliert hatte.

Nun begann der „zweite Rang" sich zu rühren. Denn die weiter im Innern der Hüttenstadt Wohnenden fanden naturgemäß keinen Raum zu so ungehinderter Entfaltung ihrer Baugelüste und ärgerten sich gewaltig. Es bildete sich, was man in Europa eine Oppositionspartei genannt haben würde, und diese sandte eines Tages eine Deputation an den Gouverneur der Stadt und Provinz. Die Deputation schlachtete, nach Brauch und Sitte, einen Hammel vor der Tür des Erhabenen, und als der Erhabene, von seinen Sklaven avisiert, sich zeigte, sah er sich keinem geringeren Ansinnen gegenüber, als dem, für etwa tausend baulustige Untertanen eine Vergrößerung des Bauterrains zu beschaffen.

Der Erhabene strich seinen langen weißen Bart, rieb sich den Nasenrücken, kratzte sich ein wenig hinter dem linken Ohre, betete nachdenklich zwei oder drei Kügelchen seines Rosenkranzes ab und hatte bei der vierten Sure seine Erleuchtung von oben gefunden. Bausteuern kann auch der Erhabenste immer gebrauchen, und Land zu verteilen, das einem selbst nicht gehört, erfordert keine große Überwindung. Der Gewinn, der ihm da plötzlich aus der ganz wertlosen Daya zu erwachsen versprach, erschien ihm wie

ein Zauberschatz, den er aus einem Unrathaufen herausgegraben hätte: unverkürzter, reiner, unbestrittener Profit. Der Erhabene klagte nur, daß die Daya nicht zehnmal so groß war, als sie Allah leider geschaffen hatte, und gab huldvoll und väterlich die Erlaubnis, den Grund zu überbauen, gegen Entrichtung der üblichen Bausteuer. Im übrigen war es nicht seine Sache, wie sich die neuen Grundbesitzer mit den Mächten der Daya, dem Regen, dem Schlamm und dem Fieber abfinden würden.

Eine Stunde später war die Daya ein Schlachtfeld. Denn soweit die flache Mulde sich auch breiten mochte, für die Zahl der Besitzgierigen war sie um das Zehnfache ihrer Ausdehnung zu klein. Die Nachricht, daß der Platz zum Überbau freigegeben, war durch die Hüttenstadt gerast wie ein Augustbrand. Nach der Bausteuer fragte keiner. Man wußte, die würde der Gouverneur schon erheben, wenn es an der Zeit war, und dann war es immer noch früh genug, an die Mittel zu ihrer Beschaffung zu denken. Jetzt galt es nur: sich festsetzen! Und jeder raffte Spaten und Haue auf und eilte hinaus, von Weib und Kind gefolgt, um in möglichst kurzer Zeit ein möglichst großes Stück Terrain durch einen Graben

oder ein paar Steine zu umfrieden und so als Eigentum zu markieren.

Die Arbeiter in den Magazinen ließen Maissichte und Wollpresse im Stiche, trotz des Donnerns ihrer Gebieter, und rannten hinaus. Die Krämer am Sokko schlossen in Eile ihre Buden und rannten hinaus. Der Koch im Europäerhause verließ Brotteig und Braten und rannte hinaus. Der Fischer am Strande ließ seine Netze liegen und rannte nach der Daya. Wer vorher auch nicht im mindesten ans Bauen gedacht hatte, jetzt wollte er auf dem Platze sein, um sein Stückchen Grund zu erkämpfen — mancher wußte selbst nicht, wozu. Nur um nicht zurückzustehen, wo es was zu holen gab! Ob das Terrain nutzbar sein würde — wer fragte danach? Die anderen, die da liefen, die würden ja wissen, wozu es gut war; die kannten wohl ihren Vorteil, sonst würden sie ja nicht laufen: so räsonierte jeder einzelne und lief mit.

Auch durch die Gasse, wo Yakuts Hütte stand, ergoß sich der Lärm. Yakut steckte die Nase hinaus, sah Leute mit Spaten rennen, hörte zwei Worte — hielt auch schon einen Spaten in der Hand und bewegte sich mit dem Strome. Erst auf dem Wege

zur Daya erfuhr sie, worum es sich handelte. Gegen die Mulde hinabsteigend, sah sie überhaupt nichts mehr von Terrain, sondern nur eine wogende, brüllende See von Menschen, dazwischen, wie aufragende Felsenriffe, berittene Soldaten des Gouverneurs und einige Regierungspersonen auf hohen Maultieren, die sich vergeblich bemühten, sich in dem Gewühle vor- oder rückwärts zu bewegen.

Noch eine Stunde, und der Kampf war entschieden. Hundert oder hundertfünfzig der Stärksten und Gewandtesten, die mit einem vollzähligen Familienanhange erschienen waren und einer förmlichen Belagerung standhalten konnten, während sie ihren Graben zogen und ihreEcksteine schichteten, blieben siegreich im Besitze eines Grundstückes und schickten sich auch alsbald an, ein Zelt darauf aufzuschlagen, um es die nächsten Tage und Nächte lang durch persönliche Anwesenheit vor tückischen Übergriffen von seiten der Nachbarn zu schützen. Tausend Leerausgehende verliefen sich geschlagen, brummend, fluchend, einige sogar ganz ehrlich weinend, wie es dem Naturell dieser großen Kinder so nahe liegt. Und unter den Weinenden befand sich begreiflicherweise auch Yakut, die von der Expedition nichts anderes davongetragen hatte, als ein zerrissenes

Gewand und einige Insulten, die es ihr erst zum Bewußtsein brachten, daß sie ohne Haik auf die Straße gelaufen war.

Wie sie nun traurig nach ihrer Hütte schlich, voll Scham sich bemühend, ihr Gesicht mit einem Zipfel ihres Kopftuches zu verhüllen, kam ihr von der andern Seite her Sliman entgegen, der auch nicht gerade wie ein Sieger aussah. Er war natürlich auch von seiner Arbeit gelaufen und kam nun heim, um seinem Weibe den Mißerfolg seiner Bestrebungen mitzuteilen. Da saßen nun die beiden einander gegenüber und klagten mit bitteren Tränen über die Tücke des Schicksals, das sie mit leeren Händen von einem vollen Gabentische hatte gehen lassen. Beide, Yakut wie Sliman, fragten sich keinen Augenblick, was ihnen der Baugrund hätte nützen können, noch woher sie das Geld zur Bausteuer und zum Bau selbst hätten nehmen wollen — denn so weit reichte der Inhalt der beiden Blechschachteln doch lange nicht. Sie saßen nur da und heulten — einfach, weil andere etwas erhalten hatten und sie nichts! Und an solche Tatsachen denkt der Erzähler, wenn er die Araber ein Volk von Kindern nennt — und das soll kein Kompliment sein, weder für die Araber, noch für die Kinder.

Die Glücklichen, die sich ihr Terrain gesichert hatten, fingen nun unverzüglich an, es mit Umfriedungen aus roh geschichteten Steinen zu umgeben, provisorischen Umfassungsmauern, die erst im folgenden Sommer einer eigentlichen Bauanlage weichen sollten. Denn das Jahr war vorgerückt, die Regenzeit nahe. Yakut und Sliman sahen neidisch und betrübt die Mauerquadrate emporwachsen. Ihre eigene nette, friedliche Behausung schien ihnen plötzlich unsäglich arm und häßlich. All ihre Träume waren von gemauerten Gemächern und einer steinernen Hofumfriedung erfüllt, der Verkauf ihrer alten Noallen und eine Ansiedlung in der neuen Gegend von allerhand Vorteilen begleitet, die um so größer erschienen, je weniger die beiden Rechenmeister sie vor sich selbst und anderen zu definieren wußten. Beide waren auf dem besten Wege, recht in tiefster Seele unglücklich zu werden.

Und das war — leider muß es gesagt werden — Yakuts Werk: das sanfte Wesen von einst, das über einen tiefen Herzenskummer sich mit verstohlenen Tränen hinweggefristet hatte, war jetzt, älter, schärfer, egoistischer und vielleicht etwas schwerfälliger, nicht mehr im stande, mit einer verhältnismäßig kleinen Enttäuschung fertig zu werden. Unaufhörlich nagte der Groll

der Mißgunst an ihr, unaufhörlich in neuen Klagen sich Luft machend und doch nie sich erschöpfend. Zuerst, da sich diese Klagen nur gegen das Schicksal richteten, pflegte Sliman aus vollem Herzen mit einzustimmen. Aber da das Schicksal die üble Gewohnheit hat, auf Schmähreden nicht zu antworten und auf Angriffe nicht zu reagieren, so wird es jedermann, und so wurde es auch Yakut bald langweilig, fortwährend Energie zu vergeuden, die keinen Widerstand fand. Sie suchte nach einem Objekte, das prompter reagierte. Dies Objekt war der arme Sliman, der sich plötzlich an seiner Männlichkeit und Tatkraft attackiert sehen und ganz allein die Verantwortung für die Enttäuschung ihrer Wünsche tragen mußte. Aus Klagen wurden Vorwürfe; und ehe Sliman von seinem Erstaunen über diese Ungerechtigkeit sich erholen konnte, hatte Yakut schon Zeit gehabt, ihre Erbitterung mit Motiven aller Art zu belegen und so zu gestalten, daß Sliman gegen ihr festgeschlossenes Angriffssystem nicht mehr aufzukommen wußte. Da er speziell der Unmännlichkeit und Unentschlossenheit angeklagt ward, so mochte es ihn die natürlichste Lösung dünken, seine Kraft und Überlegenheit anschaulich zu demonstrieren, und nicht selten antwortete er auf Yakuts Vorwürfe in einer Weise, die grau-

sam hätte scheinen können, wenn Yakut sie nicht verdient hätte. Mit dem Frieden zwischen dem Ehepaare war es für eine Weile vorbei. Die Noallen wurden von bösen Geistern heimgesucht, Yakut hatte sich in eine keifende Megäre verwandelt — und diese Erzählung müßte mit einem Mißton enden, wenn nicht, erlösend und abkühlend in mehr als einer Beziehung, die Regenzeit hereingebrochen wäre.

Das Wasser schoß von allen Hügeln zu Tal und suchte seinen Weg nach der Daya. Nach den ersten Regen war das neue Bauterrain einer großen Badeanstalt mit einzelnen abgegrenzten, viereckigen Bädern nicht unähnlich. Nach den zweiten Regen war es ein Teich mit einzelnen Inseln, Sandbänken und Sperrungen. Nach den dritten Regen war es nichts mehr als eine schöne Wasserfläche, die alte Daya, siegreich und glänzend, in zarten Kräuselwellchen vor dem Winde her gegen die Mauern der fertigen Neubauten an ihrem Rande laufend.

Jetzt sah man nachdenkliche Gesichter in der Hüttenstadt, denn jetzt ging den guten Leuten ein Licht auf, was für Pflichten sie mit der Überbauung der Daya auf sich genommen. Kanäle von allen Seiten, um das Wasser von den Hügeln herab in gesetzliche Wege zu

leiten, einen Kanal mitten durch das neue Bauterrain, der die gesammelten Wasser weiter führte — und eine Verlängerung dieses Kanales nach dem Meere zu! Freilich nur vier- bis fünfhundert Meter — aber das ist gerade genug Arbeit, wenn man nicht dafür bezahlt wird und sie mit eigenen Mitteln bestreiten muß.

Und jetzt schauten Yakut und Sliman einander mit vergnügtem Lächeln an. Wären sie gute Christen gewesen, so hätten sie wahrscheinlich sofort eine besondere Huld und Erwählung von oben her aus dem glücklichen Zufalle kombiniert, der sie bei der Aufteilung der Daya hatte leer ausgehen lassen. So aber, da sie nur arme Heiden waren, freuten sie sich zwar über den Reinfall der lieben Nächsten nicht minder herzlich, als dies gute Christen getan haben würden, kamen aber in der Blindheit ihrer Seele nicht darauf, aus der lehrreichen Erfahrung für sich selbst ein besonders günstiges Verhältnis zu den himmlischen Mächten zu konstruieren; deshalb dachten sie auch nicht daran, Allah für das Unglück der lieben Nächsten und für die eigene Verschonung zu danken, wie das sich für logisch denkende Menschen, die an ein persönliches Intervenieren einer Gottheit glauben, nun einmal gehört. Sie waren, wie gesagt, nur arme Heiden.

Nun — die Kanäle wurden gezogen, sobald die erste längere Pause in den winterlichen Regen eintrat und das Arbeiten zuließ. Sie bewährten sich auch; und heute hat sich über die Überbauung der Daya niemand mehr zu beklagen, als die Enten und die Wasserratten, denen man ihre Heimat geraubt und zerstört hatte.

An einem der hellen Wintertage, wie sie gern zwischen die starken Regenperioden fallen: an einem jener Tage mit feuchtglänzendem Sonnenscheine, starker, düfteschwangerer Luft, klarem Horizonte, aus dem sich scharf losgelöst und groß jeder einzelne Gegenstand abhob — mit vertieftem Farbenspiel und markierteren Schattierungen der Landschaft — an einem solchen Tage machte Yakut einen kleinen Umweg, als sie vom Bäckerofen nach Hause ging, obgleich sich das eigentlich für eine sittsame Frau nicht schickt. Sie wollte die Kanalarbeiten an der Daya sehen, von denen jedermann sprach, an denen manches Hundert Hände tätig sein sollte. Der Abfluß zur See war provisorisch fertig gestellt, das Wasser hatte sich verlaufen, die kleinen Grenzmarkierungen auf dem Dayaboden standen wieder sichtbar und trocken da, und dazwischen bewegten sich die Arbeitenden;

hier blinkten Hauen, eine neben der anderen, in funkelnden Folgen auf, dort wandelten in langen Ketten die Träger, die das ausgegrabene Erdreich in Körben auf ihren Köpfen hinwegtrugen. Der monotone, scharf rhythmische Gesang, mit welchem arabische Arbeiter ihre Tätigkeit zu begleiten pflegen, zog hallend und klar vernehmlich durch die reine Luft. Faust, wenn er zugegen gewesen wäre, hätte an dem Bilde seine Freude haben können.

Aber Yakut in ihrer primitiven Seele ward von andern Regungen ergriffen. Für Menschen auf dieser Entwicklungsstufe ist die Arbeit ein Feind, und der Kampf mit diesem Feinde ihr Lebensfluch. Yakut ging zwischen den Kanalbauten dahin, als wandle sie über ein Schlachtfeld, von einer Art dumpfen Grauens und von Mitleid erfüllt. Und je weiter sie schritt, je umfangreicher sich das wohlgeplante Grabennetz vor ihr entfaltete, desto wunderlicher ward ihr zumute. Sie sah im Geiste Sliman über den Spaten gebückt und sich selbst mit einem Korbe voll schwerer, feuchter Erde auf dem Kopfe dahinwandeln, und dann dachte sie an ihren reinlichen Webstuhl und die zarte Beschäftigung ihrer Finger an seidenen Fäden, und an Slimans zierliche und kunstreiche

Meißeltätigkeit. Von da glitten ihre Gedanken weiter rückwärts durch ihr ganzes Leben auf dem Mosaikboden des Ben Dris-Hauses bis zu dem rotseidenen Kaftan, der sie einst an der Teilnahme an den Kinderspielen verhindert hatte — und jetzt stand dieser Kaftan als eine Art symbolischen Wahrzeichens vor ihr. Wie einst neben den tollen Spielen, so war sie ja immer und immer gleichsam nur neben dem Leben gestanden, nur neben allem Lauten, Lärmenden, Wilden, nur neben den Kämpfen, die andere Menschen verschlangen. In der Geborgenheit und Vorbestimmung ihres Loses hatte sie sich von Allah führen lassen und keinen eigenen Willen gekannt. Das war gut gewesen, bis ihre Verheiratung mit Sliman sie in innigeren Kontakt mit den bösen Mächten des Lebens gebracht hatte — bis sie aufgehört hatte, Yakut, die Sklavin, zu sein. Und jetzt, bei dem Anblicke der mühevollen Arbeit dieser Menschen ringsum, von denen mancher durch den unbesonnenen Landerwerb sich für lange hinaus materiell ruiniert hatte, jetzt kam der scheuen Seele eine förmliche Sehnsucht nach der Sicherheit und Unverantwortlichkeit des Sklaventums. Sie suchte in ihren Gedanken nach einem Meister und fand Allah. Fand, daß man

nichts Klügeres auf der Welt tun kann, als sich einem Willen von außen unterordnen, der einem wenigstens die Beschämung der Reue erspart — und hatte so den Gott ihres Volkes, den Gott der Fatalisten, zum erstenmal lebendig empfunden. Zugleich erwachte in ihr eine brennende Qual über die Vorwürfe, die sie ihrem Gatten und Herrn gemacht hatte, dem natürlichen Vertreter dieser Macht, die alles weiß und wohl fügt. Sie eilte heim, saß den ganzen Tag nachdenklich herum und konnte die Stunde kaum erwarten, wo Sliman nach seiner Noalle zurückkehren würde. Eine Unruhe, wie vom Frühlingswetter, war in ihr.

Als Sliman heimkehrte, machte sie sich zutunlich um ihn zu schaffen, und als er, noch in der übeln Gewohnheit der letzten Zeit steckend, sich ein wenig mürrisch und ungeduldig gebärdete, antwortete sie mit äußerster Sanftmut. Er sah sie erstaunt an, ward mißtrauisch, redete noch unfreundlicher. Darauf hob sie die Augen zu ihm, schaute ihn strahlend an, und sagte leise: „Ich war an der Daya, Sliman."

„So?" erwiderte er trocken, obgleich er plötzlich verstand, was sie meinte. „Fängst du jetzt auch

…iben? Ich werde
…t du nicht weißt,
…“
… aus bei dieser
…ustrahlen. Dann
…mmen und lachte
… Stunden früher,
…eredet hätte, so
… haben. Aber in
…cht eines Willens
… eine beseligende
…g, daß ihr selbst
… eine willkommene
…ilte auf Sliman
…eleidigt die uner=
…ahrnahm, schlang
…zu: „Wir waren
…ir waren dumm!“
… und solch einer
…man, willig oder
…nd in ihr Lachen
…ug gelacht hatten,
…iederholt und mit
… über das wieder=

gefundene Verstehen. Und dann flüsterte Yakut ihrem Gatten eine große Weisheit ins Ohr, eine Weisheit, die sie eben heute von den fliehenden Wassergeistern der Daya gelernt hatte, und die ihr ganz überraschend neu und tief und wunderbar beruhigend erschien. Und diese Weisheit lautete:

„Wer für den Webstuhl geboren ist, soll nicht nach dem Spaten greifen, und wer für den Meißel, nicht nach dem Schwerte. Wenn du Frieden hast, so suche den Kampf nicht. Die Stute soll dem Eber nicht die Wurzeln neiden, der Reiher nicht dem Falken das blutige Fleisch. Allah gibt jedem nach seiner Art und Begabung, und was er gibt, das ist gut."

Wenn man Yakut gesagt hätte, daß in Europa jedes Kind diese Weisheit, oder ebensoviel, in der Schule lernt, so würde sie sehr ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Denn sie glaubte ihre Lebensphilosophie ganz allein und speziell für sich entdeckt zu haben, wie alle Leute, die aus dem Sturzbade einer lehrreichen Erfahrung mit heiler Haut auftauchen — Weltweise und Propheten nicht ausgenommen. Wenn man ihr aber zugleich gesagt hätte, daß in Europa kein Mensch, trotz aller Schulweisheit und trotz zehn- oder zwanzigfacher Daya-Erfahrung nach diesen

schönen Grundsätzen lebt, so würde Yakut, die jetzt schon ganz weise und welterfahren ist, darauf mit einem verständnisvollen Kopfnicken antworten: „Ja — das ist eben der Unterschied zwischen euch und uns.“

Wenn du Frieden hast, so suche den Kampf nicht — das ist besonders der Unterschied zwischen euren Frauen und unseren Frauen, kluge Yakut!

Wie die Heuschrecken nach Mazagan kamen.

Man hatte schon längst davon gesprochen. Man wußte, daß die Provinzen voll davon waren. Reisende hatten es mit eigenen Augen gesehen. Sie waren durch Schwärme geritten, die halbe Stunden lang waren und dichter als Hagel; Schwärme, die wie ein grün-gelber Nebel über den Feldern standen. Aber in Mazagan nahm man diese Berichte ohne besondere Erregung auf. Nur im Lande der Zeitungen werfen Katastrophen und Elementarereignisse lange Schatten; den Araber ergreift nur das Gegenwärtige; und Mazagan hatte keine Heuschrecken!

Die kleine schmucke Maurenstadt liegt mit all ihren Feigengärten und Granatpflanzungen auf einer Landzunge, ewig dem Seewind preisgegeben. Die geflügelten Schwärme kommen gegen den nicht auf: westwärts oder ostwärts treibt er sie ins Meer. Freilich, die kriechende Brut, die einige Monate später

den Eiern entschlüpft, war auch in früheren Jahren Mazagan schon gefährlich geworden; hatte sich, wie ein grauer Strom, über alle Mauern weg in die Häuser gewälzt, Teppiche und Kleider zerfressen und in den Gärten nur abgenagte Baumgerippe zurückgelassen. Aber eben gegen diese kriechende Brut wird seit Jahren ein erfolgreicher Kampf geführt, durch Zerstörung der Eier, der fruchttragenden Weibchen. Nun, man wußte in Mazagan: es geschieht nach Kräften. Und man dachte, es sind noch drei Monate, bis die Zeit des Ausschlüpfens kommt. Und man genoß die blühenden Gärten, die blumenbepflanzten Terrassen, nicht ohne eine leise, ganz leise Regung der Schadenfreude jenen geflügelten Zerstörern gegenüber, die in jene Paradiese keinen Eingang fanden.

Aber das Verhängnis kam auch über Mazagan. Kam in solcher Gestalt, wie es die erschreckten Gemüter der wenigen, die voraussahen, in ihren schwärzesten Träumen nicht zu ahnen vermochten. Und das geschah so:

Die maurische Regierung hatte einmal von den Europäern gelernt. Warum soll man nicht lernen, was weise und menschlich ist, selbst wenn es die Taschen nicht füllt? Die Europäer hatten vor Jahren

damit begonnen, Heuschreckeneier anzukaufen und ins Meer zu werfen, und die Maßregel hatte sich bewährt. Die maurische Regierung bekam einen Anfall von väterlicher Fürsorge und ließ verkünden, daß nun auch sie Heuschreckeneier ankaufen würde zu drei Duros[1]) den Zentner. Nicht nur Eier, sondern auch Weibchen, die solche trügen, oder im Verdacht stünden, welche zu tragen; auch Männchen, die nachweisbar oder unnachweisbar dazu geholfen; kurz, alles, was sich Heuschrecke nannte oder dazu gehörte.

Kluge Schüler übertreffen ihre Meister. Wenn die Europäer Eier kauften, so ging das toll zu; wenn die marokkanische Regierung Eier kauft, so geschieht das systematisch.

Vor der Stadt, auf dem äußeren Sok[2]), steht ein leeres Magazin. Dort fand die Abnahme der Heuschrecken statt. Die beiden obersten Zollbeamten, welche in den kleinen Küstenplätzen des Sultans Säckelmeister vorstellen, saßen in einem Zelt in der

[1]) Duro = spanische Münze, gleich 5 Peseten, in Marokko gangbar. 1 Pesete nominell fast 1 Franken.

[2]) Sok = Marktplatz.

Mitte des Hofes, zwei Schreiber — Adulen — ihnen zur Seite. Daneben stand die große Wage. Jeder Araber wurde einzeln ins Magazin gelassen, schleppte seine Kamel-, Esel- oder Maultier-Schuari[1]) herbei, legte sie auf die Wage, und erhielt von dem Adulen rechts eine Quittung über die abgelieferte „Ware", während der Adul links seinen Namen aufschrieb. Keine kleine Arbeit für den linken Adulen! Denn unter zwölf Arabern wissen sechs ihren Familiennamen nicht; unter zwölf Arabern heißen zehn mit Vornamen Si Mohammed; und zur Unterscheidung folgt diesem Si Mohammed unwandelbar eine Reihe drolliger Bezeichnungen wie: „Sohn des Riegelmachers" oder „Bruder des Seilers". Immerhin, der linke Adul schrieb mit Bedacht und Vorsicht diese kleinen Dokumente. Zu gegebener Stunde wurden diese Namenslisten im Zollhause aufgelegt. Die Araber mit ihren Quittungen hatten sich dort einzufinden, die Namen wurden der Reihe nach aufgerufen, die Quittungen eingelöst. Man sieht, Mauren wissen zu organisieren, wo es nicht vonnöten ist. Doch konnte auf diese

---

[1]) Schuari = Kamels- oder Eselstaschen, für Getreide und dergl. einfach aus Stroh geflochten.

Weise dem Sultan die genaueste Rechenschaft über die verteilten Summen abgelegt werden.

Von der Wage weg wurden die Schuaris mit den Heuschrecken zur rückwärtigen Magazintür hinaus aufs Feld getragen. Dort stand ein Kerl, der stampfte so lange auf den Strohhüllen umher, bis jedermann sicher war, daß keine Spur eines Lebens mehr sich darinnen regte. Und das war weise. Denn ins Meer werfen kann man Heuschrecken nicht, so wenig wie Flöhe. Der zerstampfte Inhalt der Taschen wurde einfach auf die Felder hingegossen. Und das war auch weise. Denn wozu ins Meer werfen, was niemandem im Wege ist? Kratzen soll der, den's juckt. Und der Brei auf dem Felde juckte keinen -- heute noch!

Das ging sehr gut, zwei, drei Tage lang. Es kamen täglich nicht über dreißig Kamele herein, die Abnahme ging glatt von statten. Die Bezahlung erfolgte pünktlich. Die Landaraber zogen vergnügt mit ihren geleerten Schuaris heimwärts. Doppelt vergnügt diejenigen, die tüchtig Sand unter ihre Heuschrecken gemischt und also hohe Gewichte erzielt hatten. Die Sache kam in Schwung, der Zulauf wuchs, das Geschäft blüte. Hunderte, Tausende von

schwerbeladenen Tieren zogen der Stadt zu. Und nun kam der Krach.

Auf dem Marktplatze vor den Magazinen, in den Gassen rings um dieselben, auf den Feldern hinter denselben lagerten die Araber mit ihren Tieren. Geduldig lagen sie und warteten. Die Zollbeamten maßen, die Adulen schrieben, neue Scharen strömten herbei. Einer um den anderen betrat mit seiner Beute das Magazin. Und die Tausende draußen warteten.

Sie warteten den ganzen Tag und einen Teil des folgenden. Dann kamen sie nicht mehr einzeln in den Magazinhof, sie kamen in Scharen und machten Szenen. Die Zollbeamten wogen nicht mehr, schätzten die Lasten mit einem flüchtigen Blick, taxierten schließlich nur noch per Kamel- und Eselsladung. Die Adulen schrieben keine Dokumente mehr. Infolgedessen kam es bei der Auszahlung im Zollhause zu wildem Durcheinander. Dort drängte sich die Menge, murrend, aufgeregt. Die aufgerufenen Namen wurden falsch oder gar nicht verstanden. Dutzende von Scheinen stimmten nicht mit den Listen, und ihre Besitzer wurden als Betrüger zurückgewiesen. Die Araber wurden ungeduldig, suchten Hilfe bei

den Europäern, denen sie ihre Lasten zu jedem beliebigen Preise anboten, nur um fortzukommen. Die Kamelsladung [1]), die am Tage vorher noch neun Duros gegolten —, sie wurde jetzt schon für eine Pesete angeboten, dem, der sie wollte. Aber die Europäer hatten ihren philanthropischen Trieben genug getan, als sie ein, zwei Jahre lang das Beispiel einer zweckmäßigen Heuschreckenvernichtung gegeben hatten. Nun, da die marokkanische Regierung sich der Sache angenommen, mochte sie diese auch zu Ende führen.

Die Ungeduld der Araber, der Andrang, die Aufgeregtheit, die sie an den Tag legten, gab sie in die Hände der Zollbeamten, die, flugs die Situation erfassend, den Preis der unheilvollen Ware nach Möglichkeit herabdrückten. Handeln heißt warten in arabischen Landen, und wer nicht warten kann oder mag, muß gegebene Bedingungen annehmen. Die Araber erhielten an diesem Tage tatsächlich kaum mehr als eine bis zwei Peseten für die Schuari, und es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß dies Markten nicht im Interesse des Sultans ge-

[1]) Kamelsladung = 3 bis 4 Zentner.

schah. Spricht man im naiven Europa von der Tiefe des Pfaffensackes, nun, so hat man keine blasse Ahnung davon, wie tief die Tasche eines marokkanischen Zollbeamten ist!

Also vergingen zwei Tage. Vielleicht drei sogar. Und kam die Nacht, so erhob sich bittere Klage. Es waren viele Arme unter den Landarabern, die hatten die drei Unzen[1]) Straßenzoll für ihr Eselchen, die halbe Pesete für ihr Kamel nicht entrichten können, draußen, wo das kleine Sank[2])häuschen den Beginn des Stadtgebietes markiert. Da hatten sie denn ihre Babuschen, ihre wollenen Haiks[3]) verpfändet in der Meinung, sofort mit dem erhaltenen Gelde zurückzukehren, um sie auszulösen. Nun konnten sie nicht abliefern, erhielten kein Geld, konnten ihre Kleider nicht zurücknehmen — lagen da in der Kälte der Nacht auf der bloßen Erde, den Kopf auf der Schuari, in welcher die gefangenen Heuschrecken surrten. Und der leichte Regen der Frühlingsnächte fiel auf sie.

Das war noch die geringste Not. Aber die Esel,

---

[1]) Unze = 4 Centimes.

[2]) Sank = Maut, Stadtzoll.

[3]) Haik = nahtloses Obergewand.

die Kamele brauchten Futter und Wasser. Nahrung für die Menschen, daran fehlte es nicht. Tag und Nacht wurden Heuschrecken gebraten; zusammengeraffter Mist, die Abfälle der verspeisten Tiere selbst unterhielten die Feuerchen. Wasserträger gingen ab und zu und klingelten mit den messingenen Becherlein, und eine Handvoll gebratener Springbeine galt ihnen als vollzählender Preis für das Getränke. So litt kein Mensch. Aber die Tiere! Die Tausende von Tieren! Der Platz, wo sie lagerten, war abgeweidet bis zum letzten Hälmchen, ehe das erstemal die Sonne über der Schar gesunken war. Wer noch Geld hatte, kaufte teure Gerste in den Stadtmagazinen. Haiks und Babuschen wurden auch da versetzt. Aber es gab so viele, die hatten kein Geld und keine Babuschen mehr. Deren Tiere mußten hungern.

Die Brunnen mit trinkbarem Wasser sind weit draußen vor der Stadt. Einige der Leute trieben ihre Tiere, die zwei, drei Tage gedürstet hatten, dorthin zur Tränke. Die meisten, gleichgiltig und müde, ließen die armen Geschöpfe einfach leiden. Die Kecksten brachen nachts in die Höfe der nahe wohnenden Europäer ein und raubten das Wasser aus den Regentonnen. Die Europäer sprangen aus den Betten,

zeigten sich am Fenster und fluchten. Sie taten dies fünf-, sechsmal in einer Nacht. Kaum steckten sie wieder in den Federn, so ging das Plätschern in den Wasserbehältern von neuem los, bis alle Tonnen leer waren. Und die Europäer in diesen Landen sammeln Regenwasser nicht zum Spaß.

Auch sonst waren die Nächte laut von häßlicher Erregung. Es gab noch schlimme Narren unter dem Volke, die wachten in der Nacht und schnitten leise die Schuaris unter den Köpfen der Schlafenden auf, um den Inhalt in ihre eigenen Säcke zu stopfen. Wachten die Beraubten auf, so gab es Geschrei und Prügeleien. Die Heuschrecken indes, soweit sie noch lebendig waren, machten sich das Interregnum flugs zu nutze, flüchteten und bargen sich in Häusern, Gärten und Feldern. Mancher Europäer, der am Morgen, schimpfend über die schlaflose Nacht, auf seine Terrasse heraustrat, verstummte jählings. Kahlgefressen starrten ihm die Stiele der zarten Topfgewächse entgegen, blätterlos lagen die Ranken der grünen Schlingpflanzen am Boden. Und in den Pflanzenruinen surrte und schwirrte es.

Als der vierte Tag des Harrens zu Ende ging, verkauften einige Kluggewordene ihre Lasten um den

allergeringsten Preis dem ersten besten; verkauften sie um nur so viel, als der Straßenzoll betragen hatte, lösten ihre Mäntel und Schuhe ein und zogen heimwärts. Und es gab bei Gott noch hoffende Toren, die kauften!

Aber mittlerweile begannen die zerstampften Heuschrecken hinter dem Magazin zu faulen. Und die Heuschrecken in den Schuaris, die des Nachts als Kopfkissen, tagsüber als Sitze gedient hatten und die, halb zerquetscht, sich gegenseitig angefressen hatten — auch sie begannen zu faulen. Und wißt ihr, wie das riecht, faulende Heuschrecken? Andere Leichen duften auch nicht herzerquickend, aber Heuschrecken haben eine Spezialität in dem Fache. In der Nacht fiel der Regen auf den Brei und am Tage brannte die Sonne. Ein weißer Dunst stand über den Haufen, und ein Gestank ging aus von dem Orte, der zur Qual wurde, nicht nur für die nächsten. Man roch es über den Sok, man roch es in der Stadt. Der Seewind trug die üble Luft landeinwärts über die Hügel, und abends, wenn die Erde sich abkühlte, brachte die Luftströmung den ganzen Greuel wieder zurück an die Küste. Die Europäer sprachen von Epidemien und belagerten die Bureaux ihrer Kon-

suln. Die Konsuln sandten Botschaft auf Botschaft an den Kaid [1]). Der Kaid versprach, die Sache in Augenschein zu nehmen.

Die Landaraber faßte Zorn und Verzweiflung. Viele gab es, die leerten einfach ihre Schuaris mit toten und lebendigen Tieren auf die Felder aus und trollten sich. Andere rotteten sich zusammen und lärmten vor dem Hause des Kaid. Der Gestank hing an ihren Kleidern, begleitete sie wie eine Wolke, drang in die Gemächer des Mächtigen. Und mit ihm Worte, die den Kaid stutzen machten. Ihm dämmerte, die Zollbeamten da draußen machten Geschäfte. Ihm dämmerte, daß es gut sein möchte, zu zeigen, daß er davon wußte. Mitwisser solcher Geschäfte werden naturgemäß Teilhaber — und ein Reingewinn von sechs bis acht Duros per Kamel macht sich auch unter drei verteilt noch nicht übel.

Der Kaid ließ sein Maultier satteln und ritt unter die Menge. Was begehrte man von ihm? Da schrien sie alle durcheinander. Leute brauchte es, Leute, die das Geld verteilten, schnell an Ort und Stelle und ohne Dokumente — sei es auch nur die Kleinig-

[1]) Kaid = Gouverneur.

keit, die der Plunder jetzt noch galt. Sie verzichteten auf Gewinn, nur abfertigen sollte man sie, daß sie gehen konnten! In drei — vier, in zehn Magazinen sollte gearbeitet werden, nicht in einem einzigen! Der Kaid erhob beschwichtigend die Hand: man würde sehen, vor allen Dingen sehen. Und er ritt hinaus, gefolgt von der tobenden Schar.

Draußen saßen die Zollbeamten und Adulen mit verbundenen Nasen und betrieben das Geschäft in Hast und Eile. Rings um sie toste die Menge. Der Kaid ließ flugs ein Dutzend der Schreier verhaften, da ward es still. Er stellte Soldaten auf, die mit verzogenen Gesichtern diesen mehr ehrenvollen als angenehmen Posten bezogen, sagte den Zollbeamten ein paar Worte — und ein paar feine, kluge Worte, die Verständnis, Verschwiegenheit und den Preis für beides andeuteten — und machte, daß er heim kam. Die Europäer glaubte er zu befriedigen, indem er ein paar Neger anstellte, welche die Straße zwischen den Magazinen fegen sollten — den Unrat auf dem Felde aber respektvoll verschonten. Was die nun auch von allen Seiten laut werdende Forderung nach Beschleunigung des Betriebes betraf, so war sie für einen maurischen Administrator kaum in Frage

zu ziehen: wo wäre der Profit geblieben, wenn ein Dutzend Leute an der Sache beteiligt gewesen wären? Wo die Sicherheit, wenn ein Dutzend wußten? Der Kaid streute lächelnd eine Handvoll Räucherholz auf die feine messingene Räucherkugel. Man muß sich nur nicht einschüchtern lassen: darin liegt das Geheimnis einer weisen Regierung.

Mittlerweile hatten es die Europäer an der Zeit gefunden, zu handeln. Sie waren zusammengekommen und hatten beschlossen, selbst die pestbringende Ware anzukaufen, in Eile und zu jedem Preise — dann ein paar Fäßchen Petroleum zu opfern, und das ganze Zeug an Ort und Stelle in Brand zu setzen. Das war ein guter Plan. Aber just als man mit der Ausführung desselben begannen, ging ein Wolkenbruch nieder.

Ein afrikanischer Wolkenbruch! Die Europäer brachen alle Unterhandlungen mit dem Volke ab und rannten. Die Zollbeamten schlugen ihre Haduns [1]) um die Köpfe und rannten. Die Adulen rannten. Die Araber leerten ihre Schuaris an jedem beliebigen Orte und rannten. Die noch Schuhe und Mäntel

[1]) Hadun = Kapuzenmantel.

beim Sankhäuschen verpfändet hatten, fochten einen heißen, kurzen Kampf, siegten und rannten. Und auf der verlassenen Stätte all dieser aufregenden Ereignisse blieben triumphierend zurück Millionen von überlebenden Heuschrecken, lädiert, mit ausgerissenen oder halbabgefressenen Beinen und regennassen Flügeln — aber lebensfähig und zu allen Taten entschlossen. Ihre nächste war, daß auch sie Schutz suchten vor dem stürzenden Regen — im Dickicht wohlgepflegter Gärten, unter den Halmen grünender Felder.

Es regnete den Rest des Tages und die ganze Nacht. Am anderen Morgen lachte die Sonne auf einen Schlamm, dem kein Feuer der Welt mehr beikommen konnte. Eine einzige bräunliche Pfütze das ganze Feld, wo die toten Heuschrecken lagen! Die Europäer, die an jener Seite der Stadt wohnten, verließen ihre Häuser. Epidemien gab's freilich keine: es geschieht ja in marokkanischen Landen so viel, was naturgemäß Epidemien erzeugen müßte und es doch nicht tut — warum? das weiß der Gott der Einfältigen. Aber das Atmen ward ein paar Tage lang in der ganzen Stadt zur Qual.

Niemand freute sich seines Lebens als die entronnen Heuschrecken. Die aber gründlich! Sie suchten

[illegible] öse Seewind nicht
[illegible] achten nicht ans
[illegible] Plage so gut wie
[illegible] gerecht.

[illegible] einen furchtbaren
[illegible] Heuschrecken und
[illegible] tan hatte. Und
[illegible] Schwur halten.

— — — — —

[illegible] en schlimm genug
[illegible] n gelegen wie ein
[illegible] so wirbelten sie
[illegible] der Flocken. Man
[illegible] uern reiten. Der
[illegible] u zu machen und
[illegible] ie fliegenden Heu-
[illegible] an jungem Grün
[illegible] Maispflanzen, die
[illegible] en. Aber das war
[illegible] elen starke Regen
[illegible] produktionsfähige
[illegible] tten die fliegenden
[illegible] wiesen: sie waren
[illegible] ärten weggezogen,



schonend — oder verachtend. Fiel ein Schwarm, so erhob er sich bald wieder, um den anderen zu folgen. Und der unerfahrene Europäer, der zum erstenmal eine Heuschreckenwanderung erlebte, dachte bei sich: man übertreibe ein wenig die Bedeutung dieses Phänomens.

Aber die fliegenden Heuschrecken hatten Eier gelegt. Diese krochen im Mai aus. Ritt man nun durch die Felder, so trieben die Hufe der Pferde nur einen feinen schwarzen Staub empor, der sich kaum über den Boden erhob. Es war, als ob man in grobem Sande schlürfe. Aber dieser schwarze Staub ging über das ganze Land und bestand aus Milliarden winziger Tiere — Milliarden, obgleich wochenlang Tausende von Händen am Ausgraben und Zerstören der Eiersäckchen gearbeitet hatten.

Man sprach in der Stadt davon: „Das Land ist schwarz bis nach Saffi südwärts“, so berichteten die Araber, „bis nach Rabat nordwärts, bis an die Grenzen der kleinen Wüste Rahamna ostwärts.“ Man seufzte, schüttelte die Köpfe und hoffte, die Stadt würde verschont bleiben. Es ist kaum zu begreifen, wie diese Hoffnung nur eine Sekunde lang bestehen konnte — aber sie bestand.

[illegible] überflutet war,
[illegible] realisierte erst die
[illegible] der dunkle Strom
[illegible] Magazindächer her
[illegible] und nun stand der
[illegible] auf diese winzige
[illegible] hen angerückt kam,
[illegible] chtung, wie wirk=
[illegible] griff laufen. Das
[illegible] übers Dach weg,
[illegible] stig herab in die
[illegible] eiter, dem Norden
[illegible] ie kleinen Streiter,
[illegible] Springbeine sahen
[illegible] iform war Größe
[illegible] ein Angriff, stellte
[illegible] eite sich entgegen,
[illegible] Mann eine artige
[illegible] rauf in der alten
[illegible] n kann sich keinen
[illegible] ordneten Eindruck,
[illegible] hervorbringt, und
[illegible] seiner Furchtbar=
[illegible] er haben solche Le=

gionen nie befehligt. Es genügt zu sagen, daß fünf Tage lang ununterbrochen und in unverminderter Dichte Heuschrecken in stets derselben Richtung an uns vorüberzogen. Sinkt der Abend, so kleben sie an Mauern, Dächern, Gebüschen und Gerätschaften fest, wo immer sie sich eben befinden, und fressen, was irgend Freßbares vor ihnen liegt — ganz wahllos, in einer blödsinnigen Gier, deren Anblick empört. Eine Agave, ein Strohdach, eine Gemüsepflanzung, ein Lager von Wolle oder Säcken, ein Salonteppich, eine Matte, oder ihre eigenen toten und verwundeten Brüder — alles reizt diese blinde, wilde Freßsucht in gleicher Weise. Die aber, so einmal in solch ein Kanaan eingedrungen, die bleiben drin sitzen, solange noch eines Haares Wert ihren Zähnen nicht widerstand. Und das war in Feldern, Gärten, Magazinen, Häusern, Läden, Ställen — kurz: überall! Alles saß voll. Aber draußen ging das Defilieren unentwegt weiter.

Als die ersten Scharen sich gezeigt hatten, war die Stadt zu fieberhafter Tätigkeit erwacht. Vor allen Türen standen Leute mit Besen bewaffnet, die hastig und ununterbrochen fegten, um wenigstens dem dichtesten Schwarm den Einzug in die Häuser zu verwehren. Das half etwas, aber nicht viel. Die

Magazinmauern entlang wurden Feuer unterhalten. Das half auch etwas, aber lange nicht genug; denn die Tiere scheuen nur die Flamme, aber nicht den Rauch. Und endlich regten sich alle Hände, um rings an alle Mauern Zinkstreifen von ungefähr 30 Zentimeter Breite anzunageln, die, beständig geölt, für die aufwärts strebenden Heuschrecken ein unüberwindliches Hindernis bilden. Dicht wie Moos sitzen die armen Kletterer davor, mit den Vorderbeinchen an dem glatten Metalle hinaufstrebend, unfähig vorzurücken. Aber ein bißchen Sand oder Rost auf der Zinkplatte bietet ihnen schon wieder Halt genug, um daran hinaufzuklimmen. Wo die Beschaffenheit der Mauer ein glattes Anpassen der Zinkstreifen nicht ermöglicht, drücken sie sich drunter durch; wo aus Versehen ein noch so schmales Ritzchen offen geblieben ist, entdecken und benutzen sie es sofort. Und bei der Schnelligkeit ihres kleinen, regelmäßigen Laufes waren Häuser und Gärten voll, ehe alle Maßregeln zur Abwehr getroffen waren.

Übrigens trug man sie mit sich in die Zimmer. Man ging über den Soko und hatte zwanzig am Rücken sitzen und eine Krone davon am Hutrande. Die Damen von Mazagan vergaßen alle Sitte,

schüttelten ihre Röcke wie ganz unartige kleine Balleteusen und konnten doch nicht verhindern, daß sie später beim Entkleiden unter ihren Gürteln ein Dutzend Leichen Verunglückter fanden, die an der Innenseite der Röcke heraufgeklettert, an jenem Engpaß stecken geblieben und durch eine Bewegung zerquetscht worden waren. Die Flecken, die da zurückbleiben, sollen dauerhafter sein als Tanninflecken. Die Heuschrecken, die sich aber lebend aus den Falten der Gewänder retteten, rächten sich für die Verfolgung, indem sie Löcher in Bettzeug und Vorhänge fraßen.

In der Stadt waren am zweiten Tage alle Läden geschlossen und mit Zinkplatten vernagelt. Dennoch waren schon genug der Würger eingedrungen, um unter den Cottongoods und Teepaketen arge Havarien anzurichten. Im Hüttenviertel waren alle Strohdächer zerfressen. Aber das alles waren Details. Man mußte die Gärten ansehen, um ganz zu begreifen, mit wem man es zu tun hatte.

Leute, die sechs bis zehn Duros ohne Besinnen opfern konnten, hatten freilich rings um ihre Gartenmauern Zinkplatten angebracht. Aber während dies geschah, fiel schon eine Schar der Würger ein; und als es geschehen war, blieb immer noch irgend ein

Ritzlein, ein überhängender Zweig, ja ein paar Grashalme, an denen die kühnen Kletterer Halt finden konnten. Oder zum Beispiel: sie fielen vom Dach eines Nachbarhauses. Man umgab dieses mit einem aufstrebenden Zinkrand. Aber das flache Dach bietet den Heuschrecken einen Vorteil: sie häufen sich vor dem Zinkrande an, überklimmen einander und bald strömt's über die Blende weg wie über den Rand eines überkochenden Kessels. Immerhin bleibt das, wenn genügend Hände wehren, eine beschränkte Zahl, und der Eigner des Gartens legt ihrer Anwesenheit vielleicht zuerst gar keine Bedeutung bei. Aber am andern Morgen wird ihm die Sache in einem andern Lichte erscheinen. Nun beginnt er, gegen die „paar Tausend" [illegible] und [illegible] Krieg zu führen. Man [illegible] und [illegible] die Tiere abends und morgens [illegible] an den Pflanzen [illegible] der heißen [illegible] zeigen, in [illegible] alle gegen eine [illegible], um sich [illegible] sich um, [illegible] — und [illegible] ebenso

lebendig sind von wimmelnden Tieren wie vorher. Nach drei oder vier Tagen ununterbrochener, vielhändiger Tätigkeit hat man freilich den Garten gesäubert. Aber nun muß man sich erbittert und niedergeschlagen fragen: War das der Mühe wert? Denn mit den Heuschrecken ist auch der Garten verschwunden. Zarte, grüne Pflanzen sind so dicht an der Wurzel abgefressen, daß man selbst die Stelle nicht mehr erkennt, wo sie gestanden. Die Bäume, deren Stämme sofort durch Zinkreifen isoliert worden sind, darf man als gerettet betrachten; indes von jenen, welche den Zerstörern zugänglich waren, nur kahlgenagte Gerippe stehen. Am schlimmsten ist den Sträuchern mitgespielt, den Geranien, die hier mannshohe Gebüsche bilden, den jungen Feigenbäumen und Reben. Diese sind nicht nur des letzten grünen Blättchens beraubt, sondern die verruchten Geschöpfe haben auch von den Stämmchen die zarte Rinde sauber abgeschält, daß uns nur das weiße Holz noch wie ein Haufen gebleichter Knochen angrinst! Es ist, als ob eine bewußte Vernichtungswut diese Tiere beherrschte!

Gemüse und Früchte sind heute in Mazagan nicht mehr aufzutreiben, und wollte man sie mit Gold aufwiegen, Rüben und Kartoffeln ausgenommen. Bei

emsiger Bewässerung dürfte ein spärlicher Nachwuchs zu erzielen sein, aber wirklich erholen werden sich die Gärten und Felder erst zur nächsten Regenzeit. Vieh wird billig und Futter wird teuer in dem heimgesuchten Streifen Landes. Der Landaraber öffnet seine unterirdischen Getreidekammern — Matamoren —, wo er drei, vier Jahre lang einen Überschuß von Mais und Gerste vergraben gehalten, und sein Kuskussu hat nun einen leichten Modergeruch. Aber das ist ein Einzelfall. Es gibt so viele, die keine Matamoren haben, also auch keinen Kuskussu.

* * *

Man fragt sich: ist es anzunehmen, daß die Natur so ein rein zerstörendes Wesen und zu rein zerstörenden Zwecken hervorgebracht hat, wie diese wandernden Scharen? Welcher menschliche Irrtum, welches Verbrechen an der Natur hat die Entwicklung dieser Würger begünstigt? Der systematisch betriebene Vogelmord? Wenn man sieht, wie eifrig die kleinen Singvögel die Heuschrecken verfolgen, darf man es annehmen. Oder liegt in dieser Geißel, die unser Land streifweise vernichtend durchfegt, irgend eine

unverstandene Segnung, ein Zweck, eine Absicht? Die Natur ist so weise, daß man ihr diese Meinung blindlings zutrauen sollte. Aber dann — o käme der Mensch bald, der den Keim des Heils, der in dieser Art von Zerstörung wie in jeder andern liegen muß, entdeckt, versteht, zum Segen der Menschheit entfaltet!

Rahonis Protektion.

Mitten im grünen Hügellande der Uled Selm liegt ein Gehöft, umgeben von einem tiefen Wallgraben und einer undurchdringlichen, uralten Kaktushecke, die sich jeden Frühling mit einem Prachtgewande goldgelber Blüten bekleidet und jeden Sommer eine reiche Ernte der saftigen, immer kühlen Früchte gibt. Die brave Hecke, Schutzwehr und Ernährerin zugleich, breitet aber die starken Arme ihrer knorrigen Äste mit den segnend erhobenen handförmigen Blättern um karge Schätze. Denn die Gotta, das gemauerte Herrenhaus des Gehöftes, war eine rote Ruine, an der nur die wettergeschützte Westseite etwas von dem blendend weiß getünchten Mörtelbewurf früherer Tage zu erzählen wußte. Die Besitzer des Gutes, die in struppigen, kegelförmigen Strohhütten — Noallen — oder in flachen breiten Zelten aus Ziegenhaar — Chaimas — umher wohnten, hatten längst jeden Versuch einer Wieder-

herstellung des alten Glanzes aufgegeben, entrissen vielmehr den bröckelnden Mauern gedankenlos alle die Steine, die zur Einfriedung eines Feuerleins, zum Zermalmen von Getreide oder zum Beschweren trocknender Wäsche benötigt wurden, und berechneten die Zeit nicht, wo der völlige Einsturz des kleinen Gebäudes sie der Mühe des Steineklopfens daran entheben würde. Das klägliche Geflügel und die armen Katzen, die sich auf den flachen Zeltdächern sonnten, zeugten beredt von allzu gierig ausgekratzten Kuskussuschüsseln und allzu selten auftauchenden Fleischabfällen. Die paar Hammel in der Hofecke knabberten gedankenvoll das Stroh der Noallendächer ab, und das, wie man glauben darf, ohne vorsätzliche Rachegelüste, deren ihre fromme Seele nicht fähig war, sondern einfach einer bitteren Notwendigkeit folgend, weil man ihnen nichts anders zu fressen gab. Ein Maultier, das ihnen Gesellschaft leistete, hätte der Koppel an den beiden Vorderfüßen nicht bedurft; denn es war viel zu schwach zum Weglaufen, und sein wundenbedeckter Rücken riskierte nur die Berührung mit der steinigen Erde nicht mehr, sonst hätte es sich am liebsten lang hingestreckt. Die Haiks, die über einigen Zelten zum Trocknen hingen, waren nur graubraune

Lumpen. Die Felder im Umkreise des Gehöftes lagen brach, sofern nicht zerstreute Körner früherer Ernten, wild aufgeschossen, noch einen kleinen, aber ganz unverdienten Segen trugen. An der Sarija[1]) drehte sich das hölzerne Rad, welches das Wasser aus der Tiefe des Brunnens in das gemauerte Reservoir und von da in die Bewässerungsrinnen pumpen sollte, seit langer Zeit nicht mehr, nur die Rohrpflanzung, welche nach Landesbrauch die Sarija umgab, ließ noch, wie in alten Tagen, ihre schlanken hellgrünen Fahnen im Winde wehen. Und über all der Armut spannen sich Schleier von wilden Malven, Mohn, Kamillen und goldgelben Orakelblumen, liebreich, üppig und unverwüstlich, so oft auch das verhungernde Vieh sich an ihrer Schönheit vergriff. So sah das Gehöft der Geschwister Rahoni aus.

Wer aber den Rahoni gefragt hätte, woher es denn käme, daß sein Besitz inmitten des fruchtbarsten Landes so kläglich darniederliege, dem würde der Rahoni mit einem Augenverdrehen und einem Seufzer der Ergebung geantwortet haben: „Die Steuern, mein Bruder! Der Kaid, Freund meines Herzens! Er

---

[1]) Sarija oder Norija, Brunnenanlage.

frißt uns auf, er hat uns verschluckt. nichts hat er uns gelassen, als diese elenden Hammel! Und diese wird er auch noch nehmen. Hundert Schafe hatte mein Vater, der Scheikh war, und vierzig Kühe, und fünf Pferde, Pferde für einen Konsul — was sage ich? Pferde für einen Baschador [1], mein Freund! Das alles hat der Kaid verschluckt. Das ist die Regierung — hakkem hada!"

Fragst du aber weiter und willst wissen, woher es käme, daß der Kaid gerade die Rahonischen Güter sich mit solchem Gigantenappetite zu Gemüte geführt habe, während drüben auf jenem Hügel die Gotta der Hesseni in blendender Tünche prangte, während auf den Weiden im Tale die Stuten des Humin grasten, während die Felder des M'zood Elarusi in goldener Fülle prangten und die Feigengärten des Masusa reiche Ernten nach dem kleinen Landmarkte der Kabyle sandten — dann nimmt das Gesicht des Rahoni einen geheimnisvollen Ausdruck an und seine Stimme sinkt zum Flüsterton herab, indem er antwortet: „Das macht die Protektion, mein Freund und Bruder! Der Hesseni hat den italieni-

[1]) Baschador, verballhornt von Ambassadore (Gesandter).

schen Konsul zum Freund, das ist ein großer Mann, und der Kaid der Uled Selm fürchtet ihn wie das Fieber und den Tod. Der Humin hat den langen Deutschen, der mit dem Kaid Tee trinkt und große Geschäfte mit ihm macht, und der Masusa hat gar den englischen Konsul, der mit dem Sidi Menebhi selbst befreundet ist und große Geschäfte mit dem Hofe macht. Den fürchten alle Gouverneure im Lande, und wer mit ihm arbeitet, der ist sicher. Aber der Rahoni ist nur ein armer Mann, ein Druisch, und niemand will ihn zum Freunde. Niemand will ihm Ochsen geben, daß er seine Felder pflügen, niemand Saat, daß er sie bebauen kann. So bin ich Speise der Gewaltigen, und bald wird nichts mehr von mir übrig sein."

Der Rahoni konnte diese Geschichte sehr rührend vortragen, und wenn du ein Neuling bist und arglosen Gemütes, so verführt dich das weinerliche Zucken seiner Mundwinkel und eine kindlich schmerzliche Bewegung seines Kinnes vielleicht zu großmütigen Bemühungen, jedenfalls aber zu empörten Betrachtungen über das gedrückte Volk und eine verrottete Regierung. Nicht, daß diese Betrachtungen auf falschen Voraussetzungen beruhten, soweit die Allge-

meinheit in Frage kommt! Aber in Marokko wie in Europa muß die Humanität durch eine bittere Schule gehen, ehe sie lernt, verdientes und unverdientes Unglück zu unterscheiden. Und wer diese Schule hinter sich hat und den dicken Rahoni auf seinem mageren Hofe erblickt, der fügt seiner Erzählung den rechten Kommentar zu: denn der Rahoni war einer von denen, die mit der redlichen Arbeit ein loses Versteckenspiel treiben, immer tun, als suchten sie sie, dabei aber um alle Ecken herum entwischen und nur darauf bedacht sind, sich selbst nicht finden zu lassen. Solche Menschen gibt es überall, aber die ewig milden Zonen mit ihren erschlaffend weichen Lüften sind ihre natürliche Heimat.

Das Äußere des Rahoni half beträchtlich zum Verständnis seiner edeln Naturanlage; denn, wie schon gesagt, der Rahoni war dick, eine bittere Ironie, eine wandelnde Verhöhnung seines eigenen Elends und desjenigen seiner Hammel, Hühner, Katzen und des kleinen Anhanges von Familiengliedern und Sklaven, welche die struppigen Noallen im Kreise der Kaktushecke bewohnten, jedes für seinen eigenen Unterhalt auf eigene Hand bemüht und durch Bettel oder spärliche Arbeit bei begüterten Nachbarn sein

Leben von Tag zu Tag hinfristend. Dick war auch Tahar, die Schwester des Rahoni, die an einen dieser traurigen Menschen verheiratet war, dessen karger Verdienst indes zu dem Wohlbefinden der Gattin kaum je beitrug. Tahar wußte sich auswärts zu verköstigen. Denn sie war ein schönes Weib in den Augen des Arabers, der die Schönheit nach dem Volumen, die Anmut nach dem Gewicht taxiert, und sie hatte eine angenehme, fröhliche Lebensauffassung. Sie hatte selten zu hungern.

Selten ging auch der Rahoni mit leerem Magen zu Bett. Denn der Mann war, wie alle vollendeten Taugenichtse, ein guter Plauderer, ein Spaßvogel und Schnurrenerzähler ersten Ranges; und es ist überall auf der Welt ein stummes Gesetz, daß der Ernst, der schafft, der trägen Lustigkeit das Leben zu fristen hat. Man wies den Rahoni nie aus einer Hütte, wo sein dröhnendes Lachen, sein etwas drastischer Humor einmal zwischen die Spinnweben der grauen Alltagssorgen gefahren war. Der Landaraber ist von Natur gutmütig und freigebig; seine sprichwörtliche Gastfreiheit beruht teils auf einer angeborenen Abneigung, einem Bittenden mit einem Nein zu erwidern, teils auf einem natürlichen Gefallen an

neuen Gesichtern und neuen Gesprächsstoffen, das durch die Abgeschiedenheit der einzelnen Douars, durch die Einförmigkeit des friedlichen Lebens bedingt wird. Bringt nun ein fröhlicher Spaßvogel Kurzweil mit sich, und ist diese dann noch obendrein so gepfeffert und gewürzt, wie der Araber sonst seine Tajins und Braten liebt, so ist der Koch, der sie auftischt, des besten Empfanges sicher.

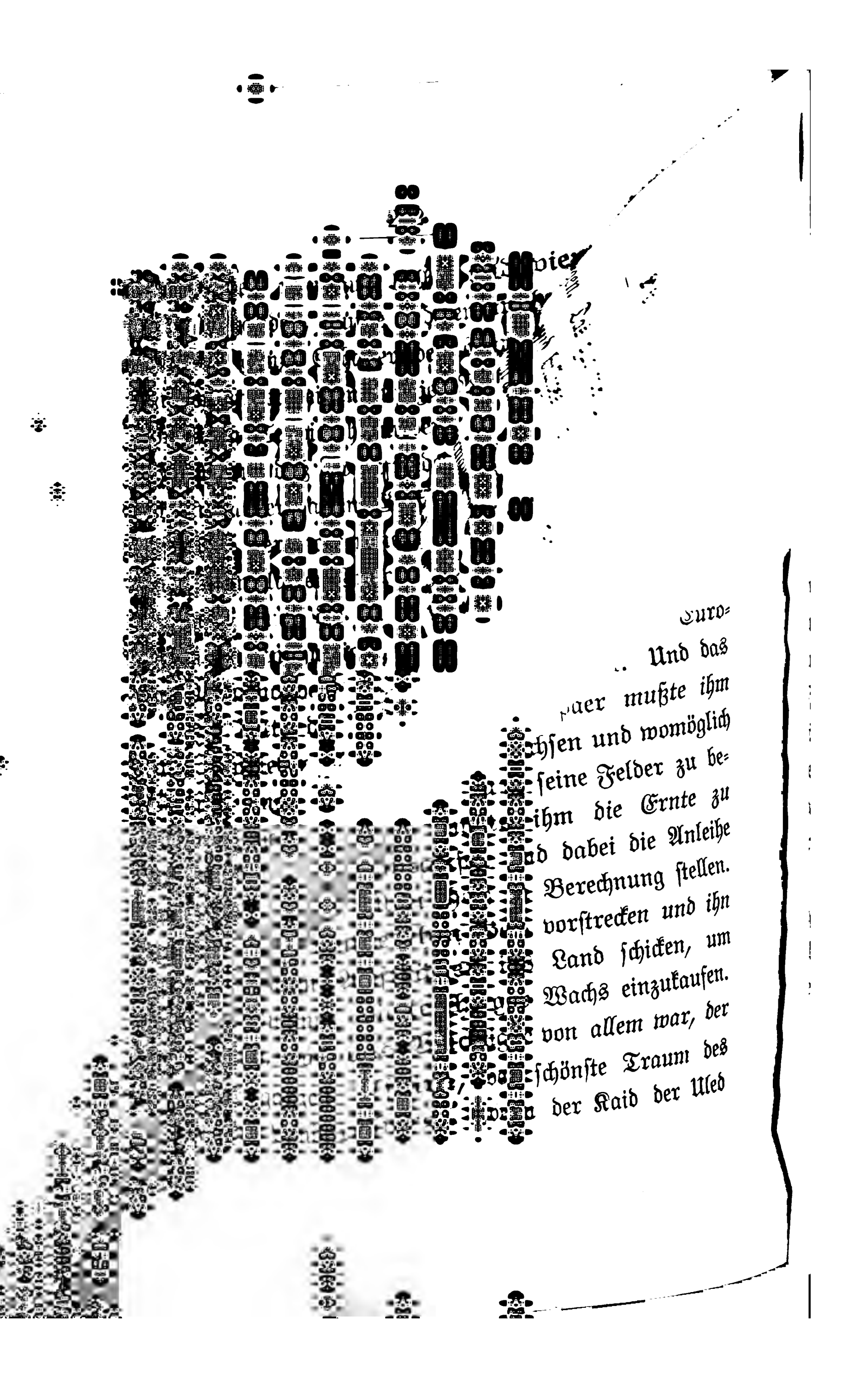
War irgendwo in einem der Douars auf sechs Meilen im Umkreise eine Feier irgend welcher Art, so fehlte der Rahoni nicht dabei. Besonders bei Hochzeiten war er der unentbehrliche maître de plaisir. Er war es, der den Bräutigam auf den Sattel hob, wo er die huldigenden Begrüßungen und die Geschenke der Geladenen entgegenzunehmen hatte. Er war es, der das Haupt des Gefeierten mit der neuen Dschilabia verhüllte, er war es, der ihm mit dem Palmzweig die Fliegen abwehrte, er war es, der ihn als „Sultan" anrief und Segenswünsche über ihn ergoß. Er war es, der zu seinen Füßen den Teppich breitete, auf welchem die Geladenen ihre Geschenke niederlegten, er war es, der durch Zurufe zum Geben anfeuerte, er war es, der die Spenden einzeln hoch hielt und ihren Wert pries. Den ganz kleinen Leuten,

deren Gaben nur aus halben und viertel Pesetenstücken bestanden, wußte er deren mehr und mehr zu entlocken, ganze Schauer der blinkenden Münzlein regneten unter seinen lustigen Worten auf den ausgebreiteten Teppich hernieder, und es war nicht zu verwundern, daß der zufriedene Bräutigam schließlich mit einem herzhaften Griff in die blanke Fülle den trefflichen Zeremonienmeister lohnte. Nicht nur die Salons im glatten Europa haben ihre unentbehrlichen Drohnen, auch die Zeltdörfer auf den Palmettohügeln im unschuldigen Afrika kennen sie: sie müssen eine Naturnotwendigkeit sein.

So hätte der Rahoni vergnügt noch manches Jahr dahinleben können, faul, lasterhaft, aber reuelos und angenehm, indes das Gehöft weiter in Trümmer gesunken wäre, die Verwandtschaft weiter für Fremde gearbeitet hätte, Tiere und Sklaven weiter gedarbt hätten. Aber der Mensch hängt von den Einflüssen der Außenwelt ab. Es kam ein trübes Jahr, ein langer regenloser Winter, wo die Gerstenhalme auf den Feldern gelb wurden, ehe sie zwei Zoll hoch standen. Dann folgte ein später Frühling mit Stürmen und Regen, welche die Blüten der Bohnen- und Erbsenfelder vor sich hertrieben und

zu Boden schlugen. Das gab drei Mißernten, das gab teures Futter und billiges Vieh, und für die Menschen gab es grauen Kuskussu aus dumpf riechendem Weizen, der aus besseren Jahren her in unterirdischen Kornkammern vermauert gelegen hatte, gab es Brot, dessen Gries mit getrockneten und geriebenen Irniwurzeln gemischt war. Und in diesem Jahre gab es keine Feste, keine Hochzeiten, keine Namensgebungen und keine Hauseinweihungen. In diesem Jahre prallte Rahonis Witz an dem Sorgenpanzer ab, der schwer und starr um alle Herzen lag. Er konnte gefallenes Vieh nicht lebendigmachen, hungrige Menschen nicht sättigen. Und in diesem Jahre versagte die Gastfreundschaft des Landarabers, versagte in demselben Maße, wie die alten Kornvorräte in den Matamoren zusammenschrumpften. In diesem Jahre hungerte auch der Rahoni, und die anmutige Tahar verlor zehn arabische Pfunde, welches ist gleich achtzehn europäischen, von ihrer ponderabeln Schönheit und wurde tugendhaft.

Es war mehr noch die Übellaune und der unerschöpfliche Jammer der mundgewandten Tahar, als das Knurren des eigenen Magens, das den Rahoni zur Verzweiflung brachte. In der Verzweiflung aber



uro=
Und das
aer mußte ihm
chsen und womöglich
seine Felder zu be=
ihm die Ernte zu
d dabei die Anleihe
Berechnung stellen.
vorstrecken und ihn
Land schicken, um
Wachs einzukaufen.
von allem war, der
schönste Traum des
der Kaid der Uled

Steuern fordern sollte, dann
ropäer seinen Arm um des
nd den Kaid so ansehen
und blitzenden Augen,
zu dem Kaid der
Bruder meines
heikhs. Wie
rhabenen

Einfalt seines
mußte von dem
den damit verbundenen
Sache, das Pflügen und
den Transport der Ernte, die
war ... — das alles würde sicher und zu-
stand ... Kebir, der Mann der Tahar, besorgen.
... es, was der Rahoni unter „arbeiten“
sich vorstellte.

Einen solchen Ideal-Europäer, wie der Rahoni
... zu finden, war nicht ganz leicht. Es
gab da große englische und deutsche Firmen, die hatten
die üble Gewohnheit, Erkundigungen einzuziehen über
die Araber, die sie mit ihren Agenturen betrauten;
die üblere, nur mit angesehenen und wohlhabenden

Leuten in Verbindung treten zu wollen; und die übelste, ihre Protegierten zum Steuerzahlen an die maurische Regierung anzuhalten. Das war nichts für unsern Mann. Aber es gab, Allah sei gepriesen, auch ganz verständige und zugängliche Leute unter diesen Nazarenern, Leute, die man sich mit einem kleinen Geschenke geneigt machen konnte — und diese herauszufinden, war nicht schwer. Der Rahoni legte einen Packsattel — Berda — auf den wunden Rücken seines Maultieres, schwang sich mit einigem Ächzen auf das Tier, dessen Knie unter seiner Last zitterten, stach es energisch zu wiederholten Malen mit einem spitzen Agavenblatte in den Hals, bis es sich in Trab versetzte, und lenkte es unter Zurufen und Seufzern über die Mühsal des Reitens durch das grüne Hügelland der Küste zu. Zwei Tage lang trieb sich der Rahoni auf dem Marktplatze und in dem Noallenviertel von Mazagan herum, hielt seine Ohren offen und seinen Mund geschlossen — dann wußte er, was er wissen wollte, und hatte seine Wahl getroffen. Er ließ sich von einem Bekannten im Magazine des Don Ramon einführen.

Einen Hammel und sechs Hühner legte er auf die Schwelle der Kontortür, welche [illegible] Don Ramon

huldvollst entgegennahm, nicht mit einem Lächeln und einem Dankeswort, wie einer, der Willkommenes empfängt, sondern mit einer großartig-gleichgültigen Kopfbewegung, die andeutete, daß Don Ramon Überfluß besaß und nur nicht ablehnen wollte, um nicht zu verletzen. Dann erzählte der Rahoni Don Ramon — nicht von seiner Bedürftigkeit und seinem Verlangen nach Protektion! sondern von seinem Einflusse und großem Freundeskreise im Lande, und wie trefflich Don Ramon bedient sein könnte, wenn er einen Mann wie den Rahoni zum Agenten hätte. Der Spanier hörte auch diese bescheidene Selbstempfehlung, die der arabische Freund übrigens schwungvoll aufgriff und bestätigte, mit der Miene eines Souveräns an, versprach zu sehen, was er für den Rahoni tun könne, und ließ ihn stehen, um sich dringenderen Geschäften zuzuwenden. Einige Tage später besuchte Don Ramon das Gehöft des Rahoni, ließ sich einen Hammel braten, scherzte bei der Mahlzeit mit dem ganzen Völkchen von neugierigen Frauen und Kindern, die ihn in immer engeren Kreisen umringten, bis sie die Genugtuung hatten, die geheimnisvoll schönen Kleider und Stiefel des Wundertieres mit leibhaftigen Händen zu betasten — machte sich

[illegible] g — nahm eine
[illegible] k mit — ritt ab
[illegible] Das enttäuschte
[illegible] gehofft hatte, ein
[illegible] iter: hatte doch die
[illegible] Europäers Notiz
[illegible] selbst von seinem
[illegible] an Don Ramons
[illegible] ie Stellung nicht
[illegible] nd es wagen, den
[illegible] sten?

[illegible] eiflich, aber wahr:
[illegible] on sehr bald nach
[illegible] andte seinen Sol-
[illegible] oni und ließ seine
[illegible] pörte Beginnen be-
[illegible] Behauptung, daß
[illegible] ngerjahren sogar
[illegible] hnlich! Nun, der
[illegible] en Boten mit all
[illegible] l absoluter Sicher-
[illegible] r Mutter". Der

Soldat aber ging nicht zu seiner Mutter, sondern zum Kaid, und kam am andern Tage mit drei Genossen wieder. Diese faßten den zappelnden Rahoni, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn in eine wohlriechende Kammer der Kaidsburg, die „das Gefängnis" hieß. Der Rahoni beschwor in einer sehr dramatischen Szene die Rache seines europäischen Beschützers auf das Haupt des Kaid und seines ganzen Hauses herab, die Strafe Allahs aber auf die Reihe der verstorbenen Ahnen des Gewaltigen — eine sehr beliebte arabische Redeblume, die dem, der sie ausspricht, große Erleichterung verschafft, denen, gegen welche sie gerichtet ist, aber nicht sonderlich weh tut. Der Kaid nahm das schreckliche Schicksal, das der Gefangene seinen Ahnen wünschte, mit einem Lächeln voll Ergebung auf sein Haupt; die Ungnade des Europäers dagegen schien er ernster zu nehmen, denn er versicherte den Rahoni seiner Freiheit in dem Augenblicke, wo Don Ramon zu seinen Gunsten intervenieren würde. Vorderhand sei aber der Rahoni noch maurischer Untertan und, da er sich der bewaffneten Macht widersetzt habe, Rebell; habe also ruhig im Gefängnis zu bleiben, während sein Gut naturgemäß der Regierung zufalle. So blieb der Rahoni

im Gefängnis, und der Kaid nahm, was in dem verlotterten Gehöfte irgend des Nehmens wert war.

Kebir, der seinem Schwager ein erbetteltes Brot und eine alte Decke zum Schlafen ins Gefängnis brachte, wurde mit der Nachricht von der Einkerkerung des Rahoni und der Bitte um rasche Intervention nach Mazagan geschickt. Er lief den ganzen Weg zu Fuß und kam halb tot vor Erschöpfung nach fünf Tagen wieder in die Kabyla zurück mit dem vielversprechenden Bescheide, daß Don Ramon „sehen würde, was sich tun ließe". Don Ramon wußte aber nur zu gut, daß in diesem Falle ein Einschreiten nicht nur hoffnungslos, sondern lächerlich gewesen sein würde: besaß der gute Rahoni, der sich so voreilig der Protektion gerühmt hatte, doch weder Geld, noch einen Acker, noch ein Stück Vieh, welches der Europäer als sein Eigentum hätte reklamieren können — und auf Grund freundschaftlicher Gefühle war die Freiheit des Mannes kaum zu erwirken. So saß der Rahoni vierzehn Tage lang im Gefängnis, Groll im Herzen gegen Allah, gegen den Kaid, am meisten aber gegen Don Ramon, der eine Kuh und ein Kalb annehmen, aber im Falle der Not nichts dafür leisten konnte; und als es nach dieser Zeit der schönen Tahar,

die trotz ihrer verlorenen zehn Pfunde noch immer mit Männern umzugehen wußte, endlich gelungen war, seine Freilassung durchzusetzen, da wandte der Rahoni sich mit einem Fluche von Don Ramon ab und ging zu Don Silva.

Don Silva war ein besserer Mann als Don Ramon. Er nahm zwar auch einen Hammel und sechs Hühner, die Tahar ihrem Bruder zu dieser Gelegenheit mit einiger Mühe verschafft hatte, aber er fing dafür sofort an, Geschäfte mit dem Rahoni zu machen. Die Jahreszeit und Rahonis Kenntnis des Landes brachten es mit sich, daß Don Silva ihn nach der Rahamna schickte, um Gummi einzukaufen. Er streckte dem Rahoni fünfzig Duros vor, welche vor zwei Adulen ordnungsgemäß dokumentiert wurden; damit war des Rahoni Hab und Gut und, im Falle der Unzulänglichkeit desselben, die Regierung haftbar gemacht für die Sicherheit der Summe — und kein Geleitbrief des Sultans konnte den Rahoni so unantastbar machen wie dieses einfache Dokument. Einige Wochen später zog Kebir mit gemieteten Kamelen von Douar zu Douar, von Markt zu Markt und kaufte Gummi ein, während der Rahoni auf seinen Lorbeeren ruhte und von einem Teile des vor-

gestreckten Geldes sein armes, lang vernachlässigtes Bäuchlein pflegte.

Kebir, der an dem seinen noch viel mehr gut zu machen hatte, sicherte sich seinerseits eine kleine Summe zu diesem edeln Zwecke. Es blieb immer noch genug des Geldes übrig, um ungefähr die bedungene Ladung Gummi zusammenzukaufen, besonders, wenn man sich auf dem Markt verstand wie Kebir. Er kaufte bei kleinen Leuten, die ihre geringen Vorräte um irgend einen Preis los werden wollten, und er kaufte ohne allzu gewissenhafte Besichtigung der Ware; dafür schrie er gewaltig, tat wie ein großer Mann und hieb sie alle übers Ohr, oder — wie der Araber das so elegant auszudrücken pflegt — er „fraß sie auf". Das Geringe, was noch fehlte, um das erforderliche Gewicht der Gummiladung herzustellen, ersetzte Kebir, der Erfahrene, durch Salz, grobkörniges, rötlich-graues Salz, das ein ungeübtes Auge von zerstampftem Gummi gar nicht zu unterscheiden vermag. Ob und wie weit seine Lieferanten die Ware bereits demselben einträglichen Verfahren unterzogen hatten, darüber verlor Kebir keine Frage. Er brachte seinen Gummi nach dem heimischen Gehöfte, wo ihn Rahoni ablöste und die Reise nach Mazagan vollendete.

Aber Don Silva hatte kein ungeübtes Auge. Er erkannte die Fälschung auf den ersten Blick, warf die ganze Ladung Gummi auf die Straße und verlangte seine fünfzig Duros zurück. Und da der Rahoni diese nicht bezahlen konnte, sperrte Don Silva die Kamele, die jener für den Transport gemietet hatte, in seinem Magazine ein.

Der Rahoni heulte, daß die Magazinmauern widerhallten, aber es half ihm nichts. Das Salz war da und sprach gegen ihn, und es blieb ihm schließlich nichts übrig, als fünfzig Duros bei Verwandten und Bekannten zusammenzubetteln, um Don Silva auszuzahlen; denn die Kamele waren ungefähr das Dreifache wert. Freilich nahm Don Silva schließlich den verfälschten Gummi, den der Rahoni unter Tränen der Wut aus dem Staube auflas, doch noch ab, aber um ein Drittel seines Preises — und der Rahoni fand, daß Geschäfte mit Europäern sich nicht immer lohnten. Da fluchte er dem Don Silva und ging zu Don Jaime.

Don Jaime hieß eigentlich Jakob Maimaran. Aber er war fünf Jahre in Argentinien gewesen, war als „Americano" wiedergekommen, trug Khakianzüge und gelbe Ledergamaschen, nannte sich Don

Jaime und hatte Protegierte. Der nahm den Rahoni mit großer Artigkeit auf, und da es an der Zeit war, wo die kleinen Segler von Majorka und den Kanaren in die blaue Bucht von Mazagan einliefen, so trug Don Jaime dem Rahoni auf, Mais einzukaufen. Er gab ihm Geld vor, ganz wie Don Silva, und er machte die Regierung verantwortlich. Und wieder zog Kebir ins Land, diesmal aber mit dem festen Vorsatze, ehrlich einzukaufen — ein Vorsatz, den die Fäuste des racheschnaubenden Rahoni am Tage nach jenem Gummihandel aus Kebirs Rücken herausgegerbt hatten.

Kebir kaufte also ehrlich ein, und auch der Rahoni behielt, eingeschüchtert wie er einmal war, nichts von dem Gelde zurück. Die Ware war gut, und Don Jaime sollte Zeugnis ablegen, daß der Rahoni das Maisgeschäft verstand. Aber — Don Jaime verstand das Maisgeschäft noch etwas besser. Er hatte einen guten Oberarbeiter, der die „Intentionen" seines Gebieters feinsinnig aufgriff und durchführte. Der hatte seine Ledertasche immer hübsch angefüllt mit wurmstichigen Maiskörnern vom letzten Jahre, davon schmuggelte er geschickt ein paar Handvoll in das erste Maß der goldenen Maisflut, wie sie rauschend dem

Kamelpack entrollte. Dann folgte Donner und Blitz. „Hund von einem Araber! Du hast uns ja wurmstichigen Mais verkauft!“ Der Rahoni schwur auf seinen Kopf und sein Auge, auf sein Leben, auf das seines Vaters und dasjenige seiner sämtlichen zukünftigen Kinder, daß der Mais frisch geerntet sei — es half ihm nichts, er konnte die wurmstichigen Körner nicht abschwören. Abermals verlangte der „Europäer“ sein Geld zurück, abermals drohte er mit Festhaltung der Kamele, abermals gab es einen Preisabzug und endlich Frieden, bei welchem der Rahoni den kürzeren zog. Der aber hatte bei dieser Gelegenheit räsonieren gelernt, und seine Logik, die er Kebir beim abendlichen Tee auseinandersetzte, war folgende: „Sind wir unehrlich, so geht's uns schlecht. Sind wir ehrlich, so geht's uns nicht besser. Bei genauer Betrachtung gewinnen wir noch am meisten, wenn wir unehrlich sind, denn dann sind uns wenigstens die vorher gestohlenen Duros sicher. Was wir gegessen haben, das kann man uns nicht mehr nehmen. Was meinst du, Bruder?“

„Bei dir ist Wahrheit,“ erwiderte Kebir ehrfurchtsvoll, und der Rahoni gab leise und gerührt zurück: „Ich werde dich nicht mehr prügeln. Kebir!“

Der Rahoni fluchte also auch dem Don Jaime und ging, voll der schwärzesten Vorsätze, zu Don — — aber nein! es ist unnötig, das ganze Kapitel häßlicher kleiner Kniffe abzuleiern, die bald von des Rahoni, bald von seiner Kunden Seite in Anwendung gebracht wurden; unnötig, die unerquicklichen und geräuschvollen Szenen zu schildern, die sich auf den Magazinhöfen abspielten, wenn der Rahoni Wachslieferungen, mit billigem, gelblichem Kerzenparaffin vermischt, produzierte, wenn er Häute kurz vor der Stadt mit Seewasser tränkte, um ein besseres Gewicht zu erzielen, wenn er Wicken unter die Linsen gemischt hatte, Spreu und Sand unter den Weizen, und wenn er für die weichen, mehligen Kichererbsen aus Dukalla die steinharte, fast ungenießbare Sorte substituierte, die auf dem felsigen Boden von Schauia wächst; unnötig, die Schwüre zu wiederholen, mit denen der Rahoni all diese Manipulationen ableugnete und seine tiefgekränkte Unschuld verteidigte. Genug, daß es dem Rahoni nicht zum zweitenmal passierte, was ihm mit Don Jaime passiert war, nämlich unverdiente Bloßstellung und ungerechtfertigter Preisabzug! Der Rahoni sorgte dafür, daß er für jede Strafe, die ihn ereilen möchte, auch ja sein gerüttelt

Maß von Sünde im vornhinein weg hatte, und das ist eine gesunde Philosophie, die manche Strafe erträglich macht. Sehr oft lief es überhaupt ohne direkte Strafe ab, denn das Sündigen lernt sich so allgemach, wie alles andere auf der Welt, und ein paar Monate fortdauernder Übung machten den Rahoni zum Virtuosen — soweit seine Mitwirkung in Betracht kam. Denn nach wie vor fiel dem Rahoni bei jedem Handel nur die Ablieferung der Ware in den Magazinen zu, eine Aufgabe, zu welcher ihn sein bewegliches Gesicht, sein Schauspieltalent und seine Mundfertigkeit prädestiniert hatten — und die Übernahme neuer Aufträge, wobei dieselben Eigenschaften in Aktion traten. Freilich hatte bald jeder einzelne Kaufmann in Mazagan seine besondere Erfahrung an dem Manne gemacht, und mehr als einmal hatte kaum einer mit ihm zu tun.

Es gab unter den Europäern schwarze Seelen, die riskierten gleichwohl noch von Zeit zu Zeit ein Unternehmen mit dem durchtriebenen Wichte, indem sie folgendermaßen räsonierten: mochte die Ware, die der Rahoni lieferte, immerhin schlecht sein, so gab es doch Mittel, ihren Preis zu drücken; ein bißchen mit List, ein bißchen mit Gewalt, ein bißchen

mit Zetergeschrei und ein bißchen mit Drohen konnte es immer gelingen, etwa 30 Prozent von der einmal festgesetzten Summe herabzuhandeln — und dann lohnte auch die verfälschte Ware noch. Aber diese Überklugen sattelten ihr Maultier und vergaßen, daß der Rahoni den Gurt dazu geknüpft hatte. Wenn sie den Preis ihrer Kornladung glücklich um dreißig Prozent gedrückt hatten und still vergnügt ihre Ware ins Magazin schaffen ließen — so mußten sie binnen kurzem die Wahrnehmung machen, daß sie mindestens 60 Prozent hätten abhandeln müssen, um auf ihre Kosten zu kommen. Und als der Rahoni zwei Jahre lang mit den Mazaganer Kaufleuten Geschäfte gemacht hatte, mußte er die schmerzliche Erfahrung machen, daß man es in den Magazinen, wo er sich zeigte, an der notwendigen Höflichkeit zu seinem Empfange fehlen ließ.

Es wäre ungerecht, den Unternehmungen des braven Arabers so viele Seiten zu widmen, ohne gleichzeitig auch die Mitarbeiterschaft Kebirs in richtige Würdigung zu ziehen. Dicke Leute sind selten erfinderisch, und des Spaßmachers Gehirn hätte sich umsonst nach den Kniffen abgequält, mit denen allein beim Einkauf auf den Landmärkten Araber gegen

Araber sich befehdet. Nie hätte der Rahoni die verlorenen Douars, fern ab von der Heerstraße, entdeckt, in denen sich Kornvorräte und kleine Wachs- oder Gummiernten von Jahr zu Jahr stauten, und wo keine Nachrichten von Hausse oder Baisse der Werte aus den Küstenmärkten je hindrangen. Auch an Geduld fehlte es dem Rahoni, an jener zähen, trockenen Gleichgültigkeit, die den Gegner ermüdet, entmutigt, seinen Widerstand bricht. Hier lag Kebirs Größe, hier seine Aufgabe, und der hungrige Mann warf sich auf diese Tätigkeit mit der Leidenschaft, die ein lange unterdrückter, plötzlich entfesselter Naturtrieb gebiert. Denn der Handelsinstinkt liegt im Araber und verlangt nach Befriedigung, wie etwa der musikalische Instinkt des Zigeuners; und Kebir, der in seiner abhängigen und besitzlosen Stellung nie Geschäfte auf eigene Hand hätte machen können, genoß nun in Prokura zum erstenmal in seinem Leben das, was man im modernen Europa „Ausleben der Individualität" nennt. Daß der Erfolg seiner Arbeit ihm kaum je zu gute kam, daß der Rahoni und Tahar es waren, die jeden gewonnenen Silberling in Eßwaren und Prunkgewänder umsetzten, dieser Umstand machte das Spiel nur

reizvoller für Kebir: denn selbstverständlich betrog er auch den Rahoni, und da er die paar Duros, die er durch dieses außerordentlich kurzweilige und befriedigende Doppelmanöver gewann, nicht verausgabte, sondern hübsch zusammenhielt, so kam er bald in die angenehme Lage, ein artiges Säckchen voll der klingenden Stücke unter einem Stein zu vergraben. Andrerseits aber hatte er mit denselben Manövern seinen edeln Schwager über Hals und Kopf in Schulden gerannt. Denn da Kebir auf des Rahoni Verantwortung arbeitete, so glich er einem Manne, der ein fremdes Pferd mit eigenen Sporen reitet: und auf diese Weise gelangt man weit. Und da der Rahoni den Reingewinn seiner geglückten Unternehmungen immer a priori in Eßbarem anlegte, so blieb ihm nichts übrig, als die Buße für die fehlgeschlagenen mit geliehenem Geld zu bestreiten. So war aus den 50 Duros, die er einstmals aufgenommen hatte, um die gepfändeten Kamele aus Don Ramons Magazin zu befreien, fast eine fünfmal so große Summe geworden, die indes nicht sonderlich schwer auf des Rahoni Gewissen lastete. Nur daß er, trotz seines feierlichen Versprechens, seinem Geschäftsführer für jede mißlungene Spe-

kulation mit einer exemplarischen Prügelsuppe quittierte.

Es kam ein Tag, an dem Kebir genug hatte, genug der Mißhandlungen und genug der klingenden Silberstücke in dem vergrabenen Säckchen. Und in der Nacht, die diesem Tage folgte, schritt im Mondschein ein Mann von den Hügeln der Uled Selm hernieder und wanderte nordwärts. Über die weiten brachen Steppen, wo seine Figur riesengroß und schwarz aus der ungebrochenen blauschimmernden Lichtfläche herausragte, eilte er raschen Schrittes. Es waren nicht die kleinen Schakale, die sein Tritt aufscheuchte und die furchtsam vor ihm her durchs Palmettogestrüpp huschten, um ihm von ferne prahlerisch nachzubellen, die ihn zur Eile antrieben. Denn er verlangsamte seinen Lauf und legte sich sogar zum Schlafe hin in den Dickichten der wilden Myrten, wo die bösen Eber hausen, und wo man nicht selten sogar Wildkatzen gesehen haben will. Glomm aber ein Feuerschein durch die Nacht, zeichnete sich auf naher Hügelkette eine Reihe schwärzlicher Hüttenkegel gegen den silberblauen Himmel ab, trug der Steppenwind den Geruch von Rauch und die Stimmen wachsamer Hunde über säuselnde Saaten her, dann duckte

der Wanderer sich in die tiefsten Schatten und huschte, selber einem Schakal oder einer Wildkatze gleich, von Busch zu Busch, von Rain zu Rain, immer bereit, in einem Graben oder hinter einem Steine zu verschwinden. Denn in diesen Landen sind Nacht und Einsamkeit nicht verschwiegen, kein Mann geht ungesehen und unerkannt an einem schlafenden Douar vorbei, begegnet auf flüchtigen Wegen keinem Wanderer, ohne daß Furcht oder Neugier ihn von Kabyle zu Kabyle signalisiert.

Dennoch gelangte Kebir unentdeckt nach vier mühsamen Wandernächten bis nach Casablanca, wo er in der Hüttenstadt Umschau hielt nach Landsleuten aus der Uled Selm. Er fand einen solchen, gewann sein Vertrauen und seine Gastfreundschaft, und verbarg sich für einige Tage in seiner Hütte. Und ehe die Anwesenheit Kebirs in Casablanca bekannt wurde, ehe die Nachricht davon zurückgeflogen war nach den Hügeln der Uled Selm, hatte Kebir eine Stelle als Arbeiter in einem europäischen Magazine gefunden, wo er, da er fleißig und klug war, auch blieb und vollständigen Schutz genoß. Für diejenigen aber, die glauben, aus einem einzigen Charakterzuge sich das Bild einer Menschenseele aufbauen zu können,

wie ein Mammutskelett aus ein paar gefundenen Knochen, sei noch das folgende erwähnt: Kebir hat freilich seiner angeborenen und einmal in Tätigkeit gesetzten Leidenschaft für schlaue und nicht ganz ehrliche Kapitalverwertung in tausend kleinen Händeln mit seinesgleichen immer nach Herzenslust Genüge getan — hat aber nie von dem Gute seines europäischen Brotherrn auch nur um eines Pfennigs Wert veruntreut, und gleicht in diesem Zuge dem ordentlichen Durchschnittsaraber. Vielleicht auch, wer weiß? — manchem Europäer, von dem man sagt, daß er „ein guter Geschäftsmann, aber sonst ein Ehrenmann" sei. O Absolutismus! o kategorische Einteilung in gut und böse! Kebir war gewiß ein böser Mann für manchen kleinen Landaraber, den er um eines Brotes Wert betrogen hat; aber er ist ein guter und zuverlässiger Mensch in den Augen eines Besseren, der ihm große Summen anvertraut und sie tadellos verrechnet findet. Soll man nun sich den Kopf zerbrechen über solche Rätsel?

Unterdessen saß daheim der Rahoni in der Patsche. Vollständiger und hoffnungsloser hätte er nicht ruiniert sein können, als er es in diesem Augenblick war. Auf dem Markte in Mazagan war er eine unbeliebte

Persönlichkeit geworden, in der Kabyle hatte er Schulden bei Freunden und Verwandten, wie viele, das wußte er selber nicht. Daß er keine Geschäfte mehr machte, konnte bald ein jeder sehen, und das Verschwinden Kebirs gab Bestätigung, wo etwa noch Zweifel geherrscht hatte.

Keine Geschäfte mehr machen, heißt: kein Geld von Europäern mehr in Händen halten. Kein Geld von Europäern mehr in Händen haben, heißt: ihres Schutzes nicht mehr teilhaftig sein. Schlimmes Verhängnis! War vorher ein Gläubiger auf den verfallenen Hof gekommen, so hatte der Rahoni die Hunde auf ihn gehetzt. War der Mann dann mit seinem Schuldscheine zum Kaid gegangen, so hatte dieser letztere sich den Kopf gekratzt: „Was willst du? Dieser Hundesohn arbeitet mit Christen! Wie kann ich wissen —? Nehm' ich ihm eine Kuh, so wird der Christ sagen, es sei die seine. Nehm' ich ihm einen Esel, so wird der Christ sagen, es sei der seine. Das Beste wird sein, du zeigst deinen Schuldschein dem Christen, daß er den Rahoni dem Sch'rah stelle."

Bei jedem anderen Araber wäre das das normale Verfahren gewesen, nur bei dem Rahoni hatte

es einen kleinen Haken. Kam nämlich der hoffnungsvolle Gläubiger nach Mazagan gepilgert und suchte den Europäer auf, mit welchem der Rahoni gerade in Aktion stand, auf daß Gerechtigkeit geübt und der Schuldner dem maurischen Gerichte gestellt werde — so war es meistens geschehen, daß der Rahoni soeben mit Eklat aus dem Magazine herausgeflogen war und der Europäer, noch übellaunig von kaum vergrolltem Ärger, jede Einmischung in Privatangelegenheiten des Sünders von sich wies. Nicht selten übte auch der bloße Name des Rahoni eine solche Wirkung auf den Europäer aus, daß der Unglückliche, der ihn aussprach, nur schnelle Flucht ergreifen konnte.

Das war nun anders. Den zweiten Tag nach Kebirs Verschwinden präsentierte die halbe Kabyla ihre Schuldscheine beim Kaid, und dieser, der auch zwei zu zwei zählen konnte und die Flucht des einzigen Arbeiters im Rahonischen Haushalte richtig zu deuten wußte, nahm die Zettelchen mit einem vergnügten Schmunzeln an sich und sandte sie durch einen Soldaten an den Rahoni. Der Soldat fügte noch eine persönliche und mündliche Mahnung des Kaid bei, eine Mahnung an die lange nicht entrichtete

„Naiba" — und wenn er sich dieses Auftrages auch in tadellos eleganter Form entledigte, so entschlüpfte ihm inmitten all seiner wohlgesetzten Phrasen doch ein Wort, das dem Rahoni wie Feuer in alle Glieder fuhr; das Wort lautete: „Schuldgefängnis".

Dem Rahoni wirbelte der Kopf. Er bewirtete den Soldaten mit Tee und gab ihm gute Worte und heilige Versprechungen. Er sandte Tahar zu dem Kaid mit einem Topf Butter und zwei Zuckerhüten, die von einer letzten Schmauserei übrig geblieben waren, und beschwor sie, ihm eine Frist von drei oder vier Tagen zu erwirken, erfand einen geheimnisvollen Schuldner in Mazagan als Vorwand und kniff aus, ohne erst die Antwort, die Tahar bringen sollte und die freilich etwas auf sich warten ließ, zu vernehmen. Er lief zu Fuß, lief, wie er nie gelaufen war, und gelangte, dank Tahar, unverfolgt bis nach Mazagan, wo er freilich keinen Schuldner aufsuchte, weil er keinen hatte, sondern mit Heulen und Zähneklappern Unterschlupf bei einem gutmütigen Deutschen, der bisher noch nichts mit ihm zu tun gehabt hatte, erbettelte. Als Agent hätte der Mann den Verrufenen nicht verwendet, aber er riskierte nichts, wenn er ihn als Arbeiter anstellte, und der

Jammer des dicken Taugenichtses hatte etwas Komisch-Rührendes, das den Deutschen für ihn einnahm. Ein paar Tage lang trieb sich der Rahoni auf dem Magazinhof des Kaufmannes umher, sehr mühsam eine großartige Tätigkeit simulierend. Dann hatte ein Aviso von dem Kaid der Uled Selm den Kaid von Mazagan erreicht, und der Kaid von Magazan sandte einen Soldaten nach dem Magazin des Deutschen. Der letztere nahm den Rahoni vor und versuchte ihm zu bedeuten, daß keine Schutzgenossenschaft der Welt ihn vor dem Bezahlen seiner Schulden retten könne, und daß er sich unverzüglich zum Kadi zu begeben und unter allen Umständen das Urteil des Sch'rah auf sich zu nehmen habe. Darüber war der Rahoni höchst indigniert, nannte den Deutschen einen schlechten Freund und verschwand aus dem Magazine, um am anderen Morgen auf dem Lagerhause eines Gibralteser aufzutauchen, von dem er hoffte, daß er menschlichere Ansichten über Schuldenbezahlung hegen würde.

Der Oberarbeiter dieses Magazines war dem Rahoni wohlgesinnt und legte ein Wort für ihn ein. Und der Gibralteser, der den Gestrandeten schon von mancher Seite kennen gelernt hatte, akzeptierte ihn in dieser neuen Daseinsphase mit einem spöttischen

Lächeln und einem Achselzucken, das selbst der optimistische Rahoni nicht deuten konnte. Der unverhohlene Ausdruck des Zweifels an seiner Leistungsfähigkeit ärgerte ihn ein wenig; er warf sich mit plötzlich entflammtem Eifer auf die schwersten Säcke und sah mit Beruhigung, wie die Evolutionen seiner rundlichen Figur das ganze Magazin zu unbändiger Heiterkeit hinrissen. Wo man lachte, hatte der Rahoni gewonnenes Spiel, und es muß gesagt werden, daß des Rahoni beste Witze nie einen so durchschlagenden Erfolg erlebt haben, wie seine ganz ernst gemeinten Arbeitsversuche. Halb entkleidet zum Lastentragen, stand der Schwelger mit seiner verwöhnten weißen Haut unter den Bronzegestalten der anderen Arbeiter wie eine große, im Schmelzen begriffene Butterstolle, schwank und widerstandslos, ein primärer John Falstaff und tausendmal lächerlicher in seiner Umgebung stählerner Athletenbilder als jener unter den Galgenvögeln seiner Schenke. Für diese Art von Humor hat der Araber den rechten Sinn, und wenn auch die zarte Epidermis des Neulings gegen Abend manche bedenklich schillernde Stelle aufzuweisen hatte, so hatte anderseits die fröhliche Freigebigkeit der gutgelaunten Zuschauer durch allerhand

Spenden von Früchten, gebratenen Maiskolben und Zuckerwerk sowohl die Laune als auch die Fettpolsterchen des Rahoni zu unterhalten gewußt. Von der Pesete, die der Oberarbeiter ihm bei Sonnenuntergang als Taglohn auszahlte, brauchte der Rahoni auch keine Unze für Nachtmahl auszugeben. Er hätte, nach seiner eigenen Versicherung, keinen Platz mehr dafür gehabt.

Aber siehe! Als er, stolz auf seinen ersten Verdienst und frohgemut über den Anklang, den seine Persönlichkeit gefunden, das Magazin mit den andern Arbeitern verlassen wollte, wartete seiner eine furchtbare Überraschung: dem Tore gerade gegenüber saßen auf der Straße, mit dem Rücken gegen die abendrotbeschienene Mauer einer anderen Storeanlage gelehnt, friedlich und verklärt drein sehend und mit einem Lächeln auf den Lippen — zwei Soldaten des Gouverneurs der Uled Selm. Der Rahoni kannte sie nur zu gut. Mit einem halberstickten „Yallatif!“ prallte er zurück und machte, daß die wuchtigen Torflügel zwischen ihn und die unwillkommenen Landsleute kamen. Das Magazin des Gibraltesers hatte eine Hintertür und der Rahoni beschwor den Oberarbeiter, ihm dieselbe zu öffnen. Der Oberarbeiter

willfahrte. Aber vor der Hintertür saßen auch zwei Soldaten.

Der Rahoni schlief diese Nacht auf dem Magazinhofe auf einem Stoße von Gerstensäcken. Da Gerste immer sehr viele Insekten enthält und der Rahoni ein böses Gewissen hatte, so schlief er sehr schlecht. Am anderen Tage arbeitete er wieder auf dem Hofe, unter den kalten und spöttischen Augen des Gibraltesers, der ihn nicht hinauswies, aber auch von den Soldaten vor der Tür keine Notiz nahm. Der Rahoni fühlte deutlich, daß der Gibraltеser zu den Leuten gehörte, die jeden seine eingebrockte Suppe allein ausessen lassen und ihm höchstens noch „Guten Appetit" wünschen, und das tat der Magazinherr, in Anbetracht früherer Dienste des Rahoni, von Herzen! Heute war die Arbeit kein Spaß mehr. Müdigkeit vom vergangenen Tage, die Wirkungen einer schlaflosen Nacht und kalte Angst lähmten den Rahoni, traurig und schlaff ließ er seine runden Arme, an denen das weiche Fleisch zitterte, hängen. Trieb ihn ein Blick des Oberarbeiters zu neuen Anstrengungen, so wirkte sein Eifer mehr kläglich als komisch. Denn mit schrecklicher Deutlichkeit stand vor seiner Seele das Dilemma, die Schmerzenswahl, der

Scylla- und Charybdisstrudel, an dem es kein Vorüberkommen gab. Wie lange war er sicher? Solange er auf dem Hofe des Gibraltesers bleiben konnte. Wie lange konnte er auf dem Hofe des Gibraltesers bleiben? Solange er — nun ja, solange er arbeitete. Arbeit, wirkliche, regelmäßige Arbeit oder Gefängnis! Allah — was sollte ein vernünftiger Mann tun zwischen diesen zwei Übeln aller irdischen Übel? Armer Rahoni!

Eine Woche lang führte der glückverlassene Mann dieses schreckliche Dasein. Eine Woche lang arbeitete er, der Rahoni, Sohn eines Scheiks, wie ein Neger. Eine Woche lang stand er vor jedem Sack, den er heben, vor jeder Tonne, die er rollen sollte, erst nachdenklich eine Minute lang still, unschlüssig, ob er nicht doch lieber „das andere" wählen sollte. Und eine Woche lang hielt ihn eine letzte matte Hoffnung aufrecht, die Hoffnung auf eine momentane Pflichtvergessenheit der Cerberusse vor der Magazintüre. Wohl dreißigmal im Tage, so oft er sich unter irgend einem Vorwande dem Portale nähern konnte, sandte er traurig suchende Blicke hinaus: saßen diese Unerbittlichen immer noch dort? waren sie des Wartens noch nicht müde? Aber umsonst! Keine Stunde, keine Minute des Tages, wo die beiden roten Mützen

dort an der weißen Mauer nicht durch das Gewühl vorüberziehender Kamele und Araber leuchteten. Ein Teesieder, der seine Matte und seinen Samovar weiter vorne an der Straßenecke zu installieren pflegte, rutschte mit diesem primitiven „Kaffeehause“ nun auf Gebot der zwei vornehmen Kunden bis genau vor die Magazintür hin, hinter welcher der Rahoni seufzte. Da vermißten die Soldaten nichts zu ihrem Wohlsein. Sie tranken unzählige Gläschen grünen Tees auf Kosten des Kaid der Uled Selm, rauchten ihren „Kif“ und machten ab und zu ein Kartenspielchen. Aber nie ließen sie das Magazintor ganz aus den Augen — und näherte sich der Rahoni der Schwelle etwas zu sehr, so sah er sofort seine Peiniger drüben mit drohender Miene sich erheben.

Die Soldaten an der Hintertür hatten's nicht so gut. Kein Teeverkäufer stellte einen Samovar in dem stillen Gäßchen auf; seltene Passanten boten kaum je Gruß und Ansprache, und zu sehen gab es nichts, als die Spiele froher Kinder, die dieses ruhige Eckchen zu ihrem unbestrittenen Königreiche erkoren. Anfangs machte es den Soldaten Spaß, dem kleinen Volke zuzusehen, das ein altes Mutterschwein, das seine fünf Jungen im Gossenstudium unterrichtete, zum

Reitpferd degradieren wollte; es war ein unwiderstehlich komischer Anblick, das entsetzte Tier unter furchtbarem Grunzen dahinjagen zu sehen, einen nackten Bengel von fünf oder sechs Jahren wie angewachsen auf seinem Rücken sitzen, mit strampelnden Beinchen die wunderliche Rosinante zu immer schnellerem Laufe antreibend — während die fünf jungen Schweinchen und die Schar der übrigen Kinder unter tollstem Quieksen und Schreien dem wilden Jäger nachrannten. Bei allem Respekt vor dem Kriegsheere Seiner Scherifianischen Majestät darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Soldaten von der Hintertür sich in den ersten Tagen an diesem ritterlichen Spiele zu beteiligen suchten, aber infolge allzu langer Beine davon abstehen mußten. Bald hatte diese Kurzweil ihren Reiz verloren, und sehnsüchtiger lauschten die Verbannten auf das verworrene Brausen des rauschenden Lebens, das Zusammenklingen von tausend Tier- und Menschenstimmen, das verführerisch vom Soko herüberklang, und in dem sich bald die dröhnenden Schellen tanzender Neger, bald der monotone Gesang eines Märchenerzählers, bald die Pfeife eines Schlangenbeschwörers unterscheiden ließ. Die Soldaten von der Hintertür

waren ihres Postens bald überdrüssig. Sie versuchten zuerst, mit ihren begünstigten Kollegen ein vernünftiges Wort zu reden, sie zum Abwechseln zu bestimmen. Aber die Soldaten vom Haupteingange zeigten sich einsichtslos, sagten, sie blieben, wo der Kaid sie hingestellt habe, und behandelten die Proletarier von der Hintertür als fahnenflüchtiges und gewissenloses Gesindel. Daraufhin wird es diesen letzteren niemand verdenken, wenn sie sich auf eigene Hand ihr schweres Los zu erleichtern suchten. Am achten Tage seiner Gefangenschaft kam zu Rahoni ein kleiner Junge ins Magazin gelaufen und flüsterte ihm zu, die Soldaten von der Hintertür säßen am Soko im Zuschauerkreise eines Schlangenbändigers fest eingekeilt. Jeder Marokkaner ist Demokrat im Herzen, und die Vertreter der Regierung sind jedermanns Feinde. Die Arbeiter und die Landaraber auf dem Soko wußten sehr gut, wozu die Soldaten an den Magazintüren postiert waren, und da sich unter dem Volke gerade keine persönlichen Gläubiger des Rahoni befanden, so schloß sich in stummer Einträchtigkeit ein Kreis um den anderen dichter und dichter um die Soldaten und den Schlangenbeschwörer. Als die ersteren nach zwei oder drei Stunden in

ihr abgeschiedenes Gäßchen zurückkehrten, schleppte der Rahoni bereits seine malträtierte, aber immer noch ansehnliche Leibesfülle stöhnend und schwitzend über die Palmettohügel dem Norden zu.

Auch der Rahoni langte zu gegebener Zeit in Casablanca an, müde, verzweifelt, sein unschuldiges Herz voll bitterer Klagen gegen das Schicksal, das ihn gezwungen habe, sich eine ganze Reihe von Tagen auf sehr unstandesgemäße Weise von gestohlenen Maiskolben zu nähren. Aber wie eine eigene Fügung immer gleich zu gleich sich finden läßt, so landete dieser Odysseus der Palmettosteppe nicht unter den redlichen und arbeitsamen Hüttenbewohnern, wo Kebir Aufnahme gefunden hatte, sondern in einem verrufenen Gäßchen der Europäerstadt, in einer Taverne, die Lotophagen und Circen samt den verwandelten Anbetern der letzeren in gefährlicher Einträchtigkeit beherbergte. Rahoni fand Obdach und Nahrung, aber er fand sie unter einem trunkenen Haufen, der an der trauriggrotesken Figur sein böses Mütchen kühlen wollte. Solange seine wunden Füße und sein leerer Magen schmerzten, trug der Rahoni auch noch heldenmütig Spott und Neckereien von nicht ganz zarter Art. Am nächsten Morgen kehrte mit dem Gefühle

der Sicherheit sein Humor zurück, und sein altes Talent als Spaßmacher trieb neue wunderliche Blüten. Der Spott schwieg, Gleichgesinnte hatten sich erkannt. Und diesen Abend saß der Rahoni in der schmutzigen Taverne obenan, zum erstenmal sein Blut erhitzt vom billigen Branntwein, und brüllte Zoten unter eine lachende Schar von arabischen Hafenarbeitern und Spaniern der niedrigsten Sorte und einigen wenigen vom Wege der Tradition abgeirrten Juden. Und der Rahoni lernte die Segnungen der europäischen Kultur kennen.

Es gab sehr viel Neues zu sehen in Casablanca — sehr viel. Der Rahoni blieb ein paar Tage lang, und seine Augen wurden immer größer. Spanische Seeleute und Maurer sind gute Lehrmeister der Kultur, das arabische Hafenvolk hatte schon einen bildenden Kursus hinter sich, und der Rahoni hatte die notwendige natürliche Begabung, keine Lehre unbenutzt an sich vorbeigehen zu lassen. Er machte erstaunliche Fortschritte. Am vierten Abend trank er bereits mehr als irgend ein anderer, und seine ungeschwächten Nerven verarbeiteten das Gift ohne schlimme Wirkung; wenn die Teerjacken mit schweren Köpfen umherlagen, begann der robuste Landaraber nur eine

fröhliche Beschwingtheit seiner Lebensgeister zu fühlen, und was ein Kater ist, würde man ihm vergeblich zu erklären gesucht haben. Im Spiel hatte er Vorkenntnisse; diese befähigten ihn, schon nach einigen kurzen Versuchen ganz allerliebst zu mogeln, wie er es von allen Seiten geübt sah, und nun erst begriff der Erstaunte den ganzen Reiz, der in einer Handvoll Kartenblättchen liegen kann. Der Rahoni begann zu verstehen, warum diese Christen mit so tiefer Verachtung auf sein Volk herabblickten, auf sein armes, unwissendes Volk, das sich mit grünem Tee berauscht und um drei Unzen eine Stunde lang falsch spielt. Freilich war der Rahoni noch viel zu sehr Araber, um seine Bewunderung für die Europäer merken zu lassen, aber sie war nichtsdestoweniger tiefgefühlt und echt.

Ein Umstand war es vor allem, der wie ein Mysterium, wie ein Schleier voll unbegreiflicher Zaubermacht die neuen Freunde des Rahoni umgab: diese Menschen, die da einhergingen wie Herren, diese Menschen, die tranken, spielten, befahlen und bedient wurden, die ihr Leben genossen, unverfolgt und unbelästigt — diese Menschen hatten alle kein Geld; wie sie's anstellten, entging dem Rahoni, aber

die Tatsache entging ihm nicht. Wenn ein armer Araber seine Zuckerhüte nicht bar bezahlen kann, so muß er auf den Genuß von Tee verzichten, oder aber er muß seinen Haik verpfänden, oder die Armbänder seiner Sklavinnen, oder diese selbst. Wenn er Geld aufnimmt und gibt es zu bestimmter Frist nicht zurück, so wandert er ins Schuldgefängnis. Aber ein Christ kann Tag um Tag Glas um Glas in die Unergründlichkeit seines Schlundes gießen und nie dafür bezahlen. Für den Christen gibt es kein Schuldgefängnis! Allah! Was für eine Nation! Was für ein großes, weises, reiches Volk! Zwar nannte der Rahoni sie unentwegt „schmutzige Hunde", wenn er unter seinesgleichen war; wenn er die Europäer betrunken unter den Tischen liegen sah; wenn er am hellen lichten Tag vor aller Augen einen Mann seinen Arm um die Hüfte eines Weibes legen sah; und wenn er diese Kulturtäger reden hörte, was die „keuschen Ohren" eines Arabers nun und nimmer vertragen können, wenn es auch sein „keusches Herz" nicht entbehren mag — nämlich von Weibern. Aber ganz in der Tiefe seiner Seele dachte der brave Landmann doch, daß es diese Nazarener eigentlich unverdient gut hätten auf der Welt. Und dem Rahoni,

der vor dem Schuldgefängnisse davongelaufen war, kam eine Erleuchtung — —!

Wenn in einer kleinen, pietistischen europäischen Stadt, in einer Stadt, wo ehrsame Jungfrauen über dreißig — Tischdecken für den Herrn Pfarrer sticken, wo manches fromme Mütterchen sich eine neue Samtmantille versagt, um für das Ersparte im fernen Chinesenland ein paar Seelen dem Himmel zuzuführen, wo für gefallene Mädchen Konzerte, für Trunkenbolde Bazare, für verwahrloste Kinder Liebhabertheater veranstaltet werden und die heilige Kunst selbst sich nur unter dem falschen Passe öffentlicher Wohltätigkeit einschleichen darf; in einer Stadt, wo Betstunden für aristokratischere Passionen gelten, als der Besuch einer Oper — wenn in einer solchen Stadt ein Mitglied des christlichen Jünglingsvereins plötzlich zum Judentum übertreten würde, was würde die öffentliche Meinung dazu sagen? Könnte ein Mann von gewöhnlichem moralischem Mute die Last von Hohn und Verachtung tragen, die sich auf die Schultern eines also Verirrten legen würde? Würde er nicht als ein Wahnsinniger behandelt werden, bis er am Ende wirklich ein solcher wäre? Denn die Vertreter des Christentums, welches von einigen die Religion

der Demut genannt wird, mögen so bescheiden sein, als du nur wünschen magst, in allen möglichen Dingen — in einem sind sie es nicht: man kann ihnen die Überzeugung nicht nehmen, daß das Christentum die Aristokratie des Geistes darstellt.

Je nun! Die Mohammedaner stehen den Christen an bescheidener Selbstschätzung nicht nach. Sie können die geistige Überlegenheit des Europäers bewundern, wie dieser in seinem eigenen Lande die nicht zu unterschätzende, auf jedem Felde bedeutende Begabung des Juden — verächtlich bleibt doch der Christ dem Mohammedaner, unrein die nicht verstandenen Gebräuche, verrucht und niedrig die aus anderen Interessen entwickelte Moral, widrig die physische Erscheinung selbst. Und ein Sohn des Islam, der zum Christentum überträte, wäre wie ein Mann, der Kröten äße, wie ein König, der einen Bettlerkittel anzöge, wie ein edles Roß, das mit Maultieren Gemeinschaft suchte, oder wie ein Weib, das freiwillig seine Würde preisgäbe. Oder endlich: wie ein Christ, der sich zum Judentum bekennte! Der Rahoni hatte also eine Erleuchtung —! Aber mit einem Schauder wies er zuerst den ungeheuerlichen Gedanken von sich. Christ werden! Es war eine Bewegung physischen

Ekels, die den Mann schüttelte. Peer Gynt, der sich sein Bürgerrecht im Reiche der Dovretrollen erkauft, indem er seine Menschennatur zu tierischen Geboten zwingt, kann sich mit seiner schnellbereiten Philosophie über den widerlichen Tribut hinwegscherzen — freilich auch nur bis zu einer gewissen Grenze. Der arme Rahoni hatte keine Philosophie. Für ihn hieß es: ein unreines Tier bleibt ein unreines Tier, was immer Gutes und Wünschenswertes auch davon kommen mag; und der Christ ist nun einmal solch ein unreines Tier —! Aber das Schuldgefängnis!

* * *

Der Rahoni setzte seine Wanderung nordwärts fort. Es war nicht gerade nötig, daß der Kaid von Casablanca von seiner Existenz unterrichtet würde, und wiederum war diese Fügung kaum zu vermeiden, denn der Rahoni hatte in seiner Herberge Krakeel und Schulden gemacht, so gut wie der beste Christ. Und der Kaid von Casablanca unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu dem Kaid von Mazagan, dieser seinerseits ebensolche zu dem Kaid der Uled Selm, und mag sein, der Rahoni fand, es sei genug, wenn von drei Machthabern sich zwei sehr lebhaft für einen

armen Mann interessieren. Deshalb schüttelte er den Staub von Casablanca von seinen Füßen, ehe in der Seele der Großen dieses immerhin schmeichelhafte, aber durchaus nicht förderliche Interesse erwachte.

Als der Rahoni Rabat erreichte, waren die bösen Gedanken mächtig in ihm. Keine Philosophie, aber Hunger und Müdigkeit hatten ihn gelehrt, daß gegen einen knurrenden Magen und wundgelaufene Füße kein echter oder falscher Prophet aufzukommen vermochte, und daß ein stolzer Sohn des Islam ebenso jammervoll litt wie der erste beste Nazarener. Eine beschwerliche Reise lag hinter ihm, lange Märsche über wildes, spärlich bebautes Land, unfrohe Rast bei mißtrauischen kargen Menschen; darum war seine Würde in Not untergegangen, und der Rahoni war bereit, seine Seele zu verkaufen.

Rabat rettete ihn noch einmal. Da er Saleh erblickte, die maurische Stadthälfte, das unentweihte, dem Europäer verschlossene Heiligtum, das bedeutungsvoll über den Strom her die geschändete Schwester anblickte, mit der es jede Gemeinschaft verweigerte — da hielt und ergriff ihn der gewaltige Islam wieder. Vor seinem geistigen Auge stieg Asimur empor, Asimur, die Medina seiner Provinz, Asimur,

die Reine, die Beständige, die Treue! Er sah sich wieder, ein frommer Wallfahrer, von grünen Hügeln herniedersteigen, das leuchtende Bild der schneeweißen Stadt vor sich, die Silberkuppel der hochgelegenen Zauia [1]) in der blauen Wölbung des Äthers verschwimmend, über der Jahrhunderte alten Stadtmauer ein Flug von Störchen, auf dem schimmernden Strome stillgleitende Barken, auf der palmettobewachsenen Heerstraße eine Kamelkarawane — ein Bild, von dem selbst der Rahoni instinktiv empfand, daß es immer dasselbe gewesen war und immer dasselbe sein würde. Nur das Bestehende ist primitiven Gemütern heilig. Der Rahoni sah sich wieder als Knabe, als halbwüchsiger Bursche, wie als Mann den Tänzen der Aissaua auf dem Marktplatze von Asimur beiwohnen, und er sah sich, vorausblickend, als gebückten Greis zu demselben erhabenen Feste hinpilgern. Er trat in Saleh ein, wie einst in Asimur, als in eine Stätte des Heils, des Friedens einer ewig bestehenden Zuflucht.

Die stillen, weißen Gassen lagen vor ihm, all ihr Leben verhalten und verschlossen hinter hohen,

---

[1]) Zauia = Kloster, Priesterschule.

fensterlosen Mauern, wie in keuschen blassen Mädchengesichtern die Gedanken hinter gesenkten Lidern. Die Bogenpforte der Moschee, in ihrem zarten Schmuck feingliedriger Steinhauerei, tat sich vor ihm auf; die Kühle des heiligen Raumes, die Majestät seiner luftigen Säulenstellung wirkte ergreifend auf dies gehetzte Landkind, das vielleicht vier- oder fünfmal im Leben eine städtische Moschee gesehen und die Erinnerung daran als eine Kostbarkeit bewahrte. Leise, Bild um Bild in ihm erweckend, verband sich diese Erinnerung mit andern, ihr verwandten, nicht minder süßen: den Erinnerungen städtischer Feste, Visionen prunkender Gewänder, schöngeschirrter Pferde, die in hellen Haufen durch plötzlich belebte Straßen sausten; Visionen blitzender Flinten, Knall und Lärm, der erregende Geruch von Pulver — und wie aus weiter Ferne kommend der charakteristische Duft maurischer Festkuchen, Honig, Öl, Sesamgewürz — —! Der Rahoni hatte seine geistige Heimat, die Zusammengehörigkeit mit seinem Volke wiedergefunden, selig und dankbar gab er sich dem Bewußtsein hin, ein Sohn des Islam zu sein.

Aber das Schuldgefängnis — —?

Saleh begrüßte den Rahoni nicht mit so freund-

lichem Herzen, wie dieser selbst die fromme Stadt begrüßt hatte. Der Fondac an der Pforte der Medina[1]) glich nicht der Taverne in dem Europäerviertel von Casablanca. Nicht, daß man dem Rahoni eine gemessene Gastfreundschaft, Tee, Brot, eine Decke zum Schlafen verweigert hätte; war er doch ein Flüchtling vor dem gemeinsamen Feinde, der Regierung! Aber diese Gastfreundschaft glich einem Almosen, einem kalten abgestandenen Brei, nicht einem festlich duftenden, heiß dampfenden Braten. Die Ursache hiervon? In den Augen eines strenggläubigen Arabers hatte der Rahoni, unbeschadet seiner geistigen Auferstehung, etwas Verdächtiges. Allzusehr hatte der Umgang mit Europäern schon auf ihn abgefärbt, fremd war seine Rede, die, ihm selber unbewußt, von spanischen Brocken durchsetzt war, ketzerisch seine unschuldigsten Gedanken. Der Rahoni erfuhr, was es heißt, ein Fortgeschrittener unter Konservativen zu sein.

Abends flammte das Feuer im weiten viereckigen Hofe des Fondac; verzerrt und wunderlich zeichneten

[1]) Medina wird in Marokko jede Stadt genannt, die eine Moschee hat, und also das religiöse Zentrum für die umliegende Provinz bildet.

sich die flackernden Schatten der Kamele und Maultiere an den Wänden, das gleichmäßige Knirschen großer, kauender Zähne; das tiefe Atmen der ruhenden Tiere vereinigte sich mit dem Knistern der Glut in den Kohlenbecken, dem leisen Singen kochender Teekessel und dem gedämpften Sprechen reisemüder Menschen, die, in einer Ecke des Hofes auf Strohmatten hingelagert, sich den abendlichen Imbiß behagen ließen. Die Schwüle des Fondaczimmers mied ein jeder gern, wohliger lag sich's draußen in der sternklaren Nacht, die Kühle des Himmels über der Stirn, während der vielfach gefaltene wollene Haik den Körper warm hielt. Jeder Mann hielt wachsam die Augen nach der Stelle gerichtet, wo seine eigenen Reisetiere lagen; schien es, daß eines derselben vorzeitig im Kauen inne hielt, so erhob sich der Eigner, beugte sich mit suchender Laterne herab, um die Tauglichkeit der Fondacgerste, die Frische des Strohes zu prüfen, schalt und warf dem Wirte Preis und Qualität vor. Waren die Kamele satt, so führte der Sorgende wohl sein Eselchen heran, das seitwärts angebunden stand und mit gestrecktem Halse der Mahlzeit der Gewaltigen zugesehen hatte, und das nun vor dem gleichgültig zur Seite ge-

wandten Kopfe eines Gesättigten zutraulich an den Gerstenresten sich gütlich tat. Da kehrte der Reisende zu den Genossen zurück und die stillen Gespräche klangen weiter mit friedlichem Murmeln durch die Nacht.

Der Rahoni genoß freies Gastrecht an allen Teetöpfen, suchte sich mit dem Blasebalg nützlich zu machen, daß die sprühenden Funken wie ein Wirbel tollgewordener Sterne ihn umtanzten, und sein lebhaftes Reden erklang laut und schrill über dem Keuchen des Blasebalgs und dem Zischen überkochenden Wassers. Er erzählte, was ihm wunderbar und berichtenswert schien, er erzählte, wie ein Mann, der die Welt gesehen und Erfahrungen gesammelt hatte. In Mazagan hatte es mancherlei zu schauen gegeben in den letzten Jahren, Riesenmaschinen und vergoldete Wagen, lange, wunderliche Boote, Wüstentiere, Affen, Kühe mit Kamelsbuckeln, seltsames Gevögel und Schlangen in vergitterten Kisten, all die Ankäufe und Geschenke des jungen, neuerungsfrohen Sultans, die in der kleinen Küstenstadt ausgeschifft und zum Weitertransport verladen worden waren. Der Rahoni hatte manches liebe Mal unter Gaffern und Krittlern im Zollhause gestanden, wo die Wunder-

dinge vor den Administratoren ihrer äußeren Hülle entkleidet und geprüft, oder auf dem Marktplatze, wo sie unter dem Geschrei des Volkes auf Kamele verladen worden waren, die mit wütend erhobenem Kopfe und Gurgeln und Brüllen gegen die ungewohnten Lasten protestierten. Er beschrieb das Mirakel eines Motorwagens oder einer Dreschmaschine, deren blinkende Bestandteile, unzähligen großen und kleinen Kisten entnommen, von einem flinken jungen Engländer im Handumdrehen zusammengefügt und auf dem großen Hof des Zollhauses probeweise in Aktion gesetzt worden waren, während von allen Seiten hinterlistige Europäer die majestätisch ausschreitende Maschine und das staunende, rennende, flüchtende Volk zu ihren Füßen — photographierten. Er beschrieb die zitternde Angst eines Maultiers, das, vor einen Karren gespannt, einen Löwenkäfig zu ziehen hatte, der freilich, ganz geschlossen und verdunkelt, seinen schlummernden Bewohner nur durch einen eigentümlichen Geruch verriet, der gleichwohl genügte, die Flanken des Maultieres in Schweiß und Fieber vibrieren zu lassen. Er erzählte von den zwei großen Marmorblöcken, die der Sultan für unbekannte Zwecke hatte kommen lassen, und die nun, nachdem

man mit unsäglicher Mühe und riesenhaften, eigens aufgestellten Kranen ihre Ladung vollzogen, seit Jahr und Tag friedlich auf der Plattforn des Molo von Mazagan schlummerten; denn das Zollhaustor war zu klein gewesen, um sie zu passieren, und die Zollbeamten waren sich noch nicht einig darüber, ob es billiger kommen würde, den steinernen Torbogen niederzureißen und zu erweitern, oder die Ungetüme wieder auf Boote zu schaffen und irgendwo auf dem Strande abzuladen. Er wußte auch von der eisernen Brücke über die Morbia, die im Zollhause rostete und nie aufgestellt werden konnte, weil das Maß dazu im Sommer genommen worden war und die Morbia im Winter ungefähr doppelt so breit ist, als die Brücke lang. Das alles und noch viel anderes hatte der Rahoni gesehen, machte sich wichtig mit seinen Erfahrungen, merkte nicht, wie die Genossen stiller und stiller, ihre Gesichter finsterer und finsterer wurden, und erwachte erst zu einer verblüfften Erkenntnis der Sachlage, als die ersten zornigen Worte fielen. In Rabat, mehr noch in dem unentweihten Saleh, sah man die fortschrittliche Gesinnung des jungen Herrschers mit bösen Augen an, und das Volk, dort noch von keiner Wunderentfaltung euro-

päischer Technik geblendet, sah Sünde in dem Bruche mit heiligen Traditionen und fürchtete die Strafe seines Gottes. Es waren auch Männer unter den Zuhörern, die zu klug waren, um nicht zu verstehen, wie diese teueren Spielzeuge des großen Scheriffenkindes mit Volksschweiß und Rebellenblut bezahlt werden mußten, und wie schmeichelnd und betörend das listige Europa, wie eine kokette Geliebte, den leichtsinnigen Fürsten in Schulden und Abhängigkeit führte — und der verdutzte Rahoni mußte Worte hören, die weder für den Sultan, noch für seine europäischen Berater schmeichelhaft waren. Marokko, das Land des absolutesten Despotismus, geht in bezug auf Redefreiheit der idealsten Republik voran, das crimen laesae majestatis existiert in seinem Gerichtskodex einfach nicht. Die Weisheit des Prophetenenkels begnügt sich mit dem Gelde seiner Untertanen, ihre gute oder schlimme Meinung läßt ihn, der wahrhaft erhabenen Sinnes ist, unangefochten!

Der Rahoni war ein flinker Schiffer auf dem Meere der Konversation. Gewandt drehte er sein Segel nach dem Winde, und, von dem Grundsatze ausgehend, daß man einen Gegenstand, den man überschwenglich gelobt, hernach mit doppelt sicherer

Wirkung unter dem Vorwande unparteilicher Schätzung in den Kot treten könne, fing er nun an, auf die Europäer zu schimpfen. Möchte Europa die bittere Wahrheit verzeihen — aber das Thema ist ebenso ergiebig wie sein Gegensatz! Sehr artige kleine Geschichten wußte der Rahoni zu erzählen, Geschichten, die der Verfasser, der sich mit dem Sittenstudium des Arabers befaßt, und nicht mit dem Unsittenstudium des Europäers, zu wiederholen unterläßt. Der Rahoni aber sah mit Wonne, wie ob dieser Darstellung die Gesichter seiner Zuhörer wieder in wärmerem Scheine erglänzten, wie Teegläschen und frisch geröstete Spießchen wieder in größerer Zahl sich ihm zuwandten. Und wenn der Morgen graute und die Reisenden den Fondac verließen, um ihren Geschäften nachzugehen, dann hatte der Rahoni sich gewöhnlich in eine wütende Verachtung der Europäer hineingeredet und — da er die anregende Unterhaltung auch im Schlafe noch fortsetzte — hineingeträumt, so daß er fast selber glaubte, er habe sie immer gehaßt. Und mit einer Art Dankbarkeit erhob er die Arme gegen den Moscheeturm, von dessen Zinne eben der Mueddin die Seruia in den rosigen Sonnenaufgang hineinsang, und sprach bei sich selbst: „Allah sei gepriesen,

daß ich kein schmutziger Christenhund bin!" Und er meinte, was er sagte. Aber das Schuldgefängnis —?!

* * *

Ewig konnte der Rahoni auch in Rabat nicht bleiben. Denn die bereitwilligste Gastfreundschaft erlahmt endlich, wenn sie zu lange in Anspruch genommen wird, und als der beredte Unterhalter sich nach und nach durch sämtliche Fondacs der Schwesterstädte hindurchschmarotzt hatte und anfing, die Gesichter kalt und die Spenden mager zu finden, schüttelte er auch den heiligen Staub der Medina von den Füßen, wie er den profanen Casablancas abgeschüttelt hatte, und wanderte weiter. Gläubiger Seele und bereit, alle europäische Kultur verwerflich zu finden, zog er von Rabat aus, ward in Larache in dieser Geistesrichtung erheblich gefestigt und gelangte nach Tanger — um rasch und leicht und unbewußt wieder aus all seinen Überzeugungen herauszugleiten. Oder vielleicht glitten die Überzeugungen ihrerseits von ihm ab, wie die spielenden Wellchen der Ebbe vom seichten Strande abrieseln und einen vergnügten Taschenkrebs zurücklassen, der sich sofort ganz ernsthaft als Landbewohner präsentiert, bis die rückkehrende Flut ihn wieder mit-

nimmt in seine alten, lasterhaften Seetiergewohnheiten. Was Casablanca an dem Rahoni begonnen hatte, Tanger vollendete es. In einem spanischen Schätzchen lernte der Rahoni nun auch die zarteren Eigenschaften der verachteten Rasse kennen und ward durch diese neue Erfahrung erheblich zu gunsten derselben gestimmt. Bald ging in fröhlichen Gelagen, bei welchen der geniale Rahoni es wiederum verstand, sich von jedermann freihalten zu lassen, der Maurenstolz des gläubigen Islamdieners unter, und seine immer seltener zu Tage tretende Entrüstung über europäische Gebräuche glich der Entrüstung einer zimperlichen europäischen Dame über ein allzu naturwahres Buch, das sie gleichwohl mit innerlichem Behagen zu Ende liest. Die Gedanken, die Casablanca in des Rahoni Seele gelegt, Tanger rief sie zum Leben auf — und eines Tages erkundigte sich der Rahoni ganz ernsthaft, was es mit dem Übertritt maurischer Untertanen zum Christentum für eine Bewandtnis habe.

Der Mann, den er fragte, war ein Spanier, Gärtner und Allerweltsgehülfe im kleinen Hause der Franziskanermission. Dem schien es, daß der liebe Gott ein Wunder getan habe, als er diesen Araber

ihm zuführte. Denn es ist in Marokko seit Menschengedenken kein Mohammedaner zum Christentum übergetreten, während im Gegenteil eine ansehnliche Zahl spanischer, portugiesischer und französischer Renegaten, entsprungene Verbrecher oder arbeitsscheue Abenteurer, sich in der Verborgenheit der stillen maurischen Städte aufhält, nicht selten verpflegt, ernährt, erhalten von ihren arabischen Weibern, diesen Armen, so sehr zu Unrecht als träge Träumerinnen Verrufenen. Ein einziger Fall einer Maurentaufe war dem braven Gärtner erinnerlich; das geschah, als eine vornehme englische Familie ihre sehr ergebene und brauchbare schwarze Kinderfrau auf eine Reise nach Europa mitnehmen wollte, und vor dem Gesetz, das allen Marokkanern das Verlassen des heimischen Bodens, ja das Betreten einer Schiffsplanke verbot, als vor einem unübersteigbaren Hindernis stand. Eine Anfrage bei der Regierung wurde von einem europafeindlich gesinnten Gouverneur abgewiesen; der Umweg über Land nach Algier, wo die Einschiffung unbehelligt hätte stattfinden können, wäre mindestens zeitraubend und kostspielig gewesen; da verfielen die klugen Leute auf den Einfall, die Negerin taufen zu lassen und sie so der maurischen Botmäßigkeit zu ent-

ziehen. Ob nun wirklich dieser Akt die oft unerfahrenen Regierungsbeamten düpierte, oder ob der Einfluß des Engländers mehr als die Taufe die Negerin schützte, Tatsache ist, daß sie ungestraft blieb. Diese merkwürdige, aber durchaus wahre Geschichte erzählte der Gärtner dem Rahoni, der sie gierigen Herzens aufnahm. Freilich verschwieg der wackere Mann hierbei den ferneren Umstand, daß dies neugewonnene Kind der „Triumphierenden Kirche" nach seiner Rückkehr von Europa sein Christentum innerlich und äußerlich ebensowenig betätigte, wie es vordem den Islam betätigt hatte, sondern eben in Speise, Kleidung und Sitte mechanisch seinen alten Gewohnheiten treu blieb, ohne einen Schein von religiösem Bewußtsein weder nach der einen, noch nach der andern Seite. Ruhig zahlte das Weib seine Abgaben an die maurische Regierung, ruhig erfüllte es seine Pflicht in späteren Jahren in maurischer Dienstbarkeit. Der Taufakt und sein Zweck war wenige Wochen nach der Rückkehr in die alten Verhältnisse so komplett vergessen, wie etwa der Geschmack einer jener faden Arzneien, die europäische Heilkünstler dem Volke zu geben pflegen, in törichter Außerachtlassung des Umstandes, daß nur Feuer, ätzende Säuren oder

wahrhaft höllische Latwergen das Vertrauen dieser nervenstarken Menschen besitzen.

Der Rahoni hörte also die Geschichte unvollkommen, und unvollkommen war auch die Schlußfolgerung, die er daraus zog. Konnte die Taufe bewirken, daß ein marokkanischer Untertan gegen den Willen seiner Regierung das Land verließ, so konnte sie auch jede andere Gesetzwidrigkeit decken — so schloß mit knapper Logik der Rahoni, und wessen bedurfte es noch mehr zu seiner Glückseligkeit? Das Christentum war doch schließlich eine patente Erfindung, wenn auch etwas entehrend für einen Sohn des vornehmsten Volkes. Aber man brauchte der Tat ja keinen Mund zu geben, noch Füße! Man konnte sie ja bei sich behalten, wie das Feuer auf dem heimischen Herde, und nur im Falle äußerster Not loslassen, wie ein sprühendes Scheit, das man gegen tolle Hunde schwingt! Genug, wenn man nur ein Papier besaß, das man einem rücksichtslosen Regierungsbeamten unter die Nase halten konnte, wenn er unbequeme Dinge verlangte — im übrigen brauchte fürs erste ja niemand zu wissen, daß der Rahoni, Sohn eines Scheikhs, ein schmutziger Christenhund geworden war!

Denn er ward es!

Mit einem Unschuldslächeln auf den Lippen, Demut und Milde in seiner Haltung, so daß es einen beinahe verwunderte, nicht gleich auch den heiligen Geist in Gestalt einer weißen Taube über seinem Haupte schweben zu sehen, erschien der Sohn der Hügel eines Morgens im Missionshause. Die guten Padres, von dem entzückten Gärtner bereits gebührend vorbereitet, umgaben das neue Glaubenskind mit all der tätigen Liebe, die ein verkommener und abgerissener Wandersmann zu konsumieren vermag, und der Rahoni empfing eine „Vorbereitung" in Gestalt von Nahrung und Pflege, die seiner gläubigen Seele mit einemmal eine sehr hohe Meinung von dem Wesen des Christentums einflößte. Was die frommen Brüder sonst in seinen Kopf zu trichtern suchten, schien dem Araber eine Art süßer Rhetorik, die sich anzueignen einem Munde, der die bilderreichste Sprache zu sprechen gewohnt ist, nicht schwer fallen konnte. Im Handumdrehen hatte der Rahoni die wirkungsvollsten Wendungen des religiösen Stiles aufgefaßt und wußte sie mit einer Salbung von sich zu geben, daß den Priestern das Herz im Leibe hüpfte, ließ es auch an Augenverdrehungen und der sonst üblichen Mimik

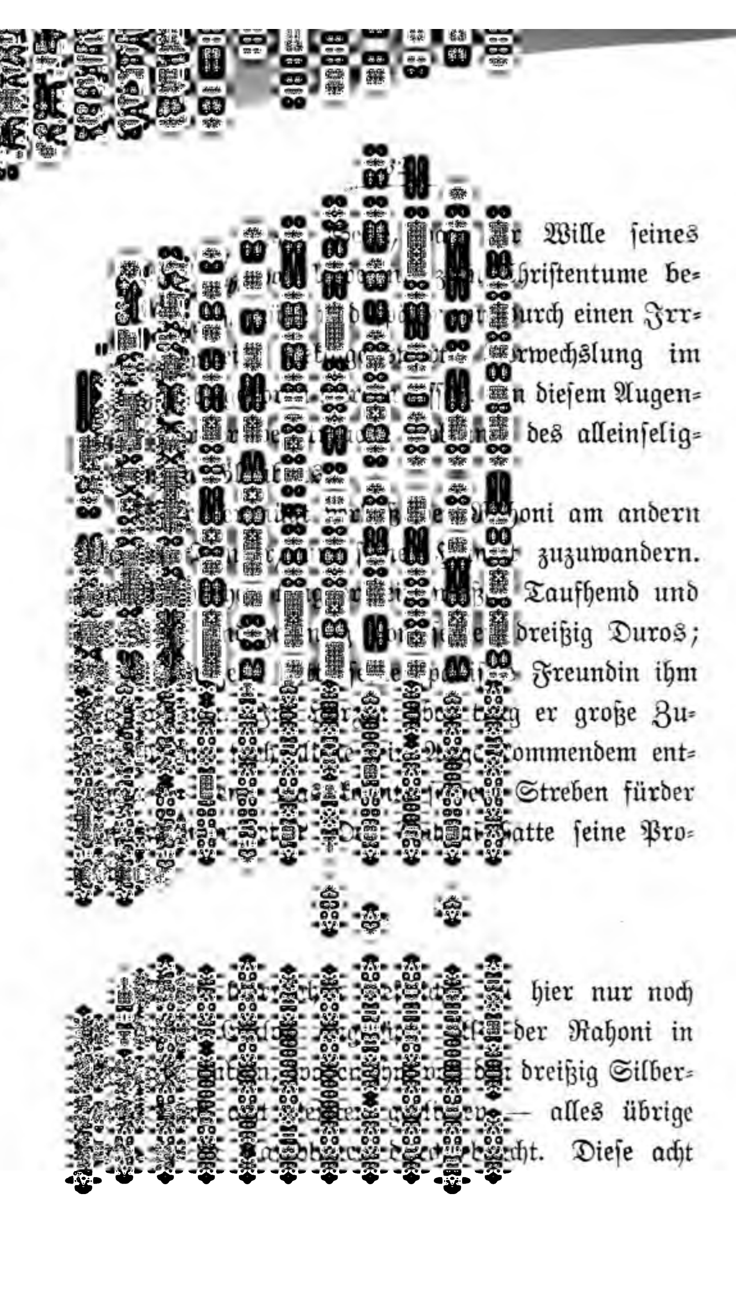
nicht fehlen — kurz, es gelang dem Schlauen, seine Umgebung ganz und gar von seiner göttlichen Erwählung zu überzeugen. Gar zu arg brauchte er sich dabei nicht einmal zu verstellen; wenn er nach der reichlich bemessenen Mahlzeit in der netten kleinen Küche der Padres saß und sich der nützlichen Beschäftigung hingab, die der Pater Küchenmeister mit „erbaulicher Gedankenpflege", böse Menschen aber mit dem profanen Worte „Siesta" bezeichneten, so war er im tiefsten Herzen von der Köstlichkeit seines neuen Glaubens durchdrungen. Wenn er sich von dem heilkundigen Vorstand der Mission um kindischer Leiden willen hätscheln und pflegen ließ, sich um einer wundgescheuerten Ferse, um eines verbrannten Fingers willen der geringen Hülfeleistungen, die man im Hause von ihm verlangte, enthoben sah — dann pries der Rahoni laut die Brüderlichkeit und Nächstenliebe der Nazarener. Ganz besonders aber ergriff ihn die Lehre, daß man seinen Feinden vergeben müsse. „Siebzig mal sieben!" hatte der gute Padre ihn gelehrt, müsse man einen irrenden Bruder wieder aufnehmen! Der Rahoni überlegte: wenn er bei künftigen Unternehmungen mit seinen neuen Glaubensgenossen siebzig mal siebenmal mit je einer Unter-

schlagung von zwanzig bis fünfundzwanzig Duros straflos durchschlüpfte — dann war er ein gemachter Mann und konnte sich das einundsiebzigste mal siebente Mal, wo nämlich die Vergebung aufhörte, ohne großen moralischen Kampf versagen. Es geht nichts über praktische Anwendung schöner Theorien, dachte der Rahoni und freute sich seines Christentums.

Endlich kam der feierliche Tag. Der Täufling bekam ein neues weißes Hemd, welches zwar einen etwas ungefügen Schnitt hatte, sich indes, wie der Rahoni während der Prozession mit Muße überlegen konnte, ohne große Schwierigkeiten in eine gutsitzende arabische Fokia würde umarbeiten lassen. Sodann wurde ihm eine schöne, dicke Kerze in die Hand gegeben, von welcher er sich sofort den Rest zu sichern beschloß, und nun wandelte er mit der ganzen theatralischen Grandezza, die dem Araber angeboren ist, in der kleinen Prozession einher, die das gefeierte Kind des Tages rings um das Missionsgebäude und in die Kirche geleitete. Die Prozession, der beredte Beifall vieler Augen, das Bewußtsein seiner wichtigen Rolle behagte dem Rahoni sehr: doch freute ihn, daß der Weg nur kurz war und die kostbare Kerze des-

halb nicht erheblich herabgebrannt. Weniger gut gefiel ihm der Aufenthalt in der lichterflammenden, weihrauchduftenden, von einem betäubenden Orgelbrausen und einer wogenden Menschenmenge erfüllten Kirche, die von der heiteren und sonnenhellen Feierlichkeit seiner heimischen Moscheen sich ungünstig unterschied. Obendrein ließ der geleitende Bruder den Täufling mit unaufhörlichen, leise geflüsterten Weisungen nicht zur Ruhe kommen, schob ihn unbarmherzig hin und her, hieß ihn niederknien und aufstehen, ohne daß der etwas indignierte Rahoni den Schein eines Zweckes davon einsah. Es wurde auf ihn eingeredet, es wurde gesungen, ein großer, in dem geschlossenen Gewölbe höchst übellautender Lärm schien ihn zu umgeben, und endlich wurde ihm sogar Wasser auf den Kopf gegossen, was ihm besonders unangenehm war, da er einen flechtenartigen Aussatz auf dem Haarboden hatte, der kein Wasser vertrug. Er überlegte noch eben, weshalb wohl dieses unbegreifliche Christenvolk so sehr auf zeitgemäße und unzeitgemäße Anwendung von Wasser versessen sei, und weshalb man nicht lieber grüne Seife, Teer oder sonst ein heilendes Kosmetikum zur Taufe verwende — da sah er sich noch einmal herumgedreht, geschoben, ge-

leitet, und stand plötzlich in einem anderen Raume, wo ihn die guten Padres mit frohen Gesichtern umringten, ihm die Hände schüttelten und ihm sagten, daß er nun ein Christ sei und sich befleißigen solle, als ein solcher zu leben. Ein wenig verdutzt, wollte der Rahoni soeben fragen, was die Padres mit dieser neuen, durch keinen Pakt vorher bedungenen Zumutung, als Christ zu leben, eigentlich meinten, und bereitete sich schon auf eine energische Rebellion vor, für den Fall, daß man nun tückischerweise von ihm verlangen sollte, europäische Kleider zu tragen oder Schweinefleisch zu essen — als einer der frommen Väter mit einer eigentümlichen Handbewegung, die von einem wohlbekannten, leise silberklirrenden Laut begleitet war, sich ihm näherte. Sofort legte sich über das Gesicht des Rahoni der verzückt-visionäre Ausdruck, der einem eben vom heiligen Geiste Erfüllten anstand, und dieser Ausdruck steigerte sich zur Verklärung, als der Neugetaufte nun von den Padres vernahm, daß die Missionsgesellschaft ihm als Taufgeschenk und zur Vergütung einiger Schwierigkeiten, die ihm aus seinem Glaubenswechsel erwachsen mochten, die brave Summe von dreißig Silberdollars mit auf den Weg gäbe. In diesem Augenblicke fühlte der



… r Wille seines
… hristentume be=
… urch einen Irr=
… rwechslung im
… n diesem Augen=
… des alleinselig=
…

… honi am andern
… zuzuwandern.
… Taufhemd und
… dreißig Duros;
… Freundin ihm
… g er große Zu=
… ommendem ent=
… Streben fürder
… atte seine Pro=

… hier nur noch
… der Rahoni in
… dreißig Silber=
… — alles übrige
… cht. Diese acht

Peseten aber mußte er — o menschliches Hoffen! — dem Gefängniswärter geben, damit dieser ihm Brot kaufe, denn der Rahoni war gleich bei seiner Ankunft in Mazagan ergriffen und ins Schuldgefängnis geworfen worden. Der Taufschein tat seine Wirkung nicht. Nicht, daß es der Rahoni an nachdrücklicher Betonung seines Christentums hätte fehlen lassen! Unvergleichlich war die Grandezza, die eisige Ruhe, mit welcher er die Soldaten, die ihn fesselten, die Adulen, welche die Anklage wider ihn verlasen, den Kadi, der das Urteil über ihn verhängte, vom Kopf bis zu den Füßen maß. Nicht nur die göttliche Sicherheit des Unantastbaren erfüllte ihn, auch ein bißchen Schadenfreude, ein bißchen ganz gemeine, menschliche Schadenfreude kitzelte seine Gefühle: wie dieses Gesindel sich die Finger verbrennen würde, wenn es bekannt werden würde, daß sie sich an Rahoni, dem Christen, vergriffen! Fast wünschte der Rahoni, sie möchten möglichst unglimpflich mit ihm verfahren; die Lektion würde schon nicht ausbleiben! Und er war so unvorsichtig, das auszusprechen.

Da lachte der Kadi, es lachten die Adulen, und es lachten die Soldaten, nicht schlechter, als weiland Vater Zeus und der ganze Olymp. Lachten, daß es

donnerte! Dann gab der Kadi einen Befehl. Es schien dem Weisen, der die Seelen der Menschen erkannte und durchschaute, wie man Münzen am Klange erkennt, wenn man sie nur lose durch die Finger rollen läßt, es schien ihm verlorene Mühe, den Rahoni darüber aufzuklären, daß getauft nicht naturalisiert ist, daß er glauben und bekennen dürfe, was er wolle, daß er aber damit seinen Leib durchaus nicht der Botmäßigkeit seiner Scheriffianischen Majestät entzöge, höchstens seine Seele den Freuden des islamitischen Paradieses. Diese Erklärung wäre zeitraubend gewesen, und auch ein Araber kennt manchmal den Wert der Zeit. Darum gab der Kadi einen Befehl. Und was nun folgt, ließ dem Rahoni wahrlich keinen Zweifel, daß die maurische Justiz über seinen Körper, speziell über seine Fußsohlen, trotz aller Taufscheine der Welt noch in kräftigster Weise verfügen konnte. Und da er nach diesem mehrere Tage im Gefängnis zubrachte, ohne daß ein Hahn danach krähte, so erscheint es nur natürlich und verzeihlich, daß der Wutentbrannte endlich den Taufschein, in dessen Wirksamkeit er sich so schmählich getäuscht sah, in kleine Stücke zerriß und auf dem Gefängnisboden zerstreute.

Einige Tage lang lebte der Rahoni von den paar

Peseten, die er dem Aufseher des Gefängnisses anvertraut hatte — lebte von altem Brote und schimmlig riechendem Tee, welchen der Aufseher zu ermäßigten Preisen bezog und seinen Klienten zu vollen anrechnete. Dann, als der letzte Grisch verausgabt war, machte der Rahoni eine neue fürchterliche Erfahrung: er mußte im Gefängnis für seinen Unterhalt arbeiten, und er mußte lernen, daß man sehr viele Besen binden, sehr viele Strohmatten flechten mußte, um nicht abends hungrig einschlafen zu müssen, und daß gleichsam jede Minute des Zögerns sich mit einem Magenknurren rächte. Der Rahoni begriff, daß das Leben Nachtseiten haben kann, von denen ein Bewohner der freien Hügel, der sorglosen Gefilde einer wohlhabenden und gastfreien Kabyla sich nichts träumen läßt. Die Tage seiner Tätigkeit als Magazinarbeiter erschienen dem armen Rahoni plötzlich in rosigem Lichte, und er tat allerhand Gelübde für den Fall seiner baldigen Freilassung.

Diese erfolgte freilich erst nach Monaten, als die Gläubiger sahen, daß aus dem eingesperrten Rahoni weniger herauszubringen war, als aus dem freien, und als der Rahoni sich mit den heiligsten Eiden gebunden hatte, seine Schulden abzuarbeiten.

Er war sehr mager, als er das Gefängnis verließ, und sehr bescheiden. Seine Rede war tugendhaft, sein Streben ehrsam. Er trat, da er weder Hof noch Herd mehr besaß, als Magazinarbeiter ein, fing an, sauer erworbene Groschen in einem Ledersäckchen zu sammeln, aß Brot und billige Früchte, und schlief auf einer Matte im Hofraume der Noalla eines Verwandten. Die Leute, die ihn in guten Tagen gekannt hatten, sprachen mit Rührung von seiner Besserung und Einkehr zum Guten. Das dauerte so lange, bis des Rahoni von der Gefängnisluft gebleichtes Gesicht sich zu bräunen begann, bis seine schlaffen Muskeln sich wieder spannten, der alte Frohsinn sich wieder einstellte. Da hatte sein Herz der bittern Lehre von Arbeit und Hunger vergessen, und die guten Vorsätze waren in den Wind geflogen. Und der Rahoni war wieder der fröhliche Gast aller Schmausenden, die Zierde aller Feste, und ließ Arbeit Arbeit sein. Dann fanden seine Gläubiger eine neue Mahnung für angezeigt und steckten ihn wieder einmal für ein paar Wochen ins Gefängnis, das er als ein Gebesserter verließ und als ein Rückfälliger zu gegebener Zeit wieder betrat.

Da es bei diesem Kreislauf doch von Zeit zu

Zeit gelang, ihm ein paar Duros zu entreißen, so steht zu hoffen, daß er mit den Jahren seine Schulden abtragen wird. Es bleiben ihm heute nicht mehr viel über sieben Achtel der ursprünglichen Summe zu bezahlen. Manchmal hat Tahar einen guten Tag, dann legt auch sie ihr Scherflein dazu. Manchmal aber wirft eine Reminiszenz seines Christentums ihn wieder rückwärts auf diesem Wege nach einem erstrebenswerten Ziele. Manchmal regen sich Erinnerungen in ihm an allerhand Lustiges, das er auf seiner Reise nach dem Norden gelernt, manchmal drängt es ihn, die Errungenschaften aus der Taverne von Casablanca wieder aufzufrischen. Dann geht der Rahoni hin und verjubelt in einer Nacht, was er in Wochen erspart hat. Und da sein System, nicht mehr so widerstandsfähig wie in jungen Jahren, diesen Zumutungen bald nicht mehr standhielt, so geschah es wohl hier und da, daß man ihn betrunken in der Gosse liegen sah. Dann stießen die Reinen, die an dem Bewußtlosen vorüberwandelten, ihn lachend mit dem Fuße an und sprachen zu einander: „Ho, ho! Seht den Rahoni, den Christen!“

Si Allels Glück und Ende.

Von den großen Vorgängen der marokkanischen Revolution, von der Schwachheit und dem Unglücke des Sultans und von den diplomatischen Schachzügen der europäischen Mächte berichten das Wesentliche hundert europäische Zeitungsschreiber; von den Schicksalen der Kleinen und Kleinsten, die niemand kennt und die im Sand verlaufen wie Regenbächlein, laßt mich berichten!

Der Gouverneur der Uled Fordj, der gute Kaid Boali, stand mit seinem Heerbanne im Lager des Sultans bei Fez; das war seine Vasallenpflicht. Denke niemand, daß die Wohlfahrt der Uled Fordj sonderlich unter derselben gelitten hätte: der Heerbann rekrutierte sich aus Taugenichtsen und Besitzlosen, denn die ansehnlichen und wohlhabenden Leute hatten sich entweder losgekauft oder sie standen in einem europäischen Schutzverhältnisse, das sie der Militärpflicht enthebt. So war die Kabyle keineswegs

von mannhaften Elementen entblößt, nur von überflüssigen gesäubert. Und was den Kaid Boali selbst betraf: er war zwar der Guten einer, aber für sein Verhältnis zu seinen Untertanen machte es keinen wesentlichen Unterschied aus, daß die Breite des ganzen Reiches zwischen den Uled Fordj und Fez lag.

Dieses Verhältnis beschränkte sich im großen und ganzen auf eine möglichst ausgiebige Steuererhebung, und damit diese freundschaftlichen Beziehungen auch während der Abwesenheit des Gouverneurs nicht ins Wanken gerieten, setzte Kaid Boali seinen Neffen Si Allel zum Chalifen oder Stellvertreter ein, damit er an seiner Statt die Steuern in Empfang nehme und sie ihm nachsende ins Feldlager vor Fez, wo immer viel Geld gebraucht wird. Denn man hat dort nicht nur seine Soldaten zu ernähren und zu kleiden, man lebt auch in bedenklicher Nähe der allerhöchsten Majestät, und diese Nähe legt Verpflichtungen auf, von denen die marokkanischen Gouverneure ein artiges Lied singen könnten, wenn sie dürften.

Si Allel erhob also Steuern im Namen und zum Vorteile seines abwesenden Oheims; er tat aber dasselbe mit nicht geringerer Gründlichkeit auch in

seinem eigenen Interesse. Wer will es ihm verdenken? Man ist nur einmal Chalifa in seinem Leben; kam Kaid Boali vom Kriege zurück, so sank Si Allel in Nichts zurück. Si Allel nützte also die Situation und betete im stillen, der Krieg mit dem Bu Hamara möge noch recht lange dauern.

Es hieß zuerst, daß der Sultan die regulären Steuern erlassen habe und sich, gerechter und väterlicher, mit einer Viehsteuer begnügen wolle, die nur die Besitzenden traf; Si Allel erhob also eine Viehsteuer. Bald darauf hieß es, daß der Sultan Geld zur Kriegführung brauche, und daß deshalb für die kommenden drei oder vier Jahre eine Kriegssteuer vorgeschrieben sei; Si Allel erhob also eine Kriegssteuer. Und zwei Monate später hieß es abermals, daß der Sultan die neuen Viehsteuern aufgehoben und das alte System des regulären Zehnten wieder eingeführt habe, weil die Reform sich als unzulänglich erwiesen; Si Allel forderte also den regulären Zehnten. Da traten die Männer der Uled Fordj zusammen und sprachen untereinander:

„Die Breite des Reiches liegt zwischen den Uled Fordj und Fez. Wer trägt dem Sultan unsere Steuern hin über Wüsten und Ströme? Wer hat silber-

beladene, wer hat eskortierte Kamele durchs Land ziehen sehen? Außerdem sind bei Rabat die Wege nicht sicher: wieviel erhält wohl der Sultan von unserem Blut und Schweiß? Haben wir gearbeitet für einen Räuber, der uns drückt, oder für Wegelagerer, die den Kamelen auflauern?" So redeten die Scheichs der Uled Fordj, die ältesten ihrer Stämme. Und als Si Allel den regulären Zehnten forderte, antworteten vierzig angesehene Männer: sie hätten kein Geld!

Si Allel wußte sich zu helfen: er schickte seine Sklaven auf das Feld, wo die Schafe Bu Swibs weideten, und ließ ein halbes Dutzend davon einfangen. Bu Swib war ein friedliebender alter Mann; das bewies zur Genüge der Spitzname, den er führte und bei welchem man ihn ungestraft nicht hätte nennen dürfen, wäre er ein Krakeeler gewesen. Denn „Bu Swib" heißt zu deutsch: „Vater der Weinbeere", und diesen Ehrennamen verdankte der alte Mann nicht etwa seinen Rebgeländen an den Abhängen der Uled Fordj; er verdankte ihn den vier riesengroßen, rötlichbraunen und kugelrunden Warzen, die er an Nase, Kinn, Wange und über dem linken Auge trug und die in Gestalt und Farbe sehr stark an überreife

Weinbeeren gemahnten. Als Bu [illegible] [illegible] [illegible] bar gutmütig. Aber als Si Allel ihm die [illegible] Hammel wegnahm, sträubte sich doch sein grauer Bart. Er sandte in heimlicher Nacht Boten zu [illegible] Maiuia, Hamet Ben Tarbi und mehrere andern Scheichs. Auch diesen waren Hammel [illegible] worden und sie sandten die Boten mit [illegible] Antwort zurück. Am andern Morgen brachen vierzig Männer in die Schafherden Si Allels ein, hundert Schritte vor seiner Burg. Sie verprügelten die Hirten, worauf jeder der vierzig sich seine eigenen Hammel aus der Schar herauslas und ruhig die Wiedergewonnenen heimwärts trieb. Si Allel sandte den Eigenmächtigen all seine Soldaten nach, fünfzehn an der Zahl. Es versteht sich von selbst, daß diese [illegible]liche Leibgarde mit blutigen Köpfen heimkehrte; und was schlimmer war: fünfzehn gute Winchestergewehre hatten die Bauern dabei erbeutet, und marokkanische Bauern haben ein angeborenes Talent, mit Gewehren umzugehen. Si Allel auf seiner schneeweißen Burg begann zu verstehen, daß man nicht einfach ein Gewand aus farbigem Tuche und einen seidendurchwirkten Haik anlegen könne und sich damit einen Regierenden nennen: es bedurfte noch etwas mehr

als das. Und Si Allel sann darauf, seine Autorität darzutun, wie ein Mann und ein Fürst.

Er überlegte einen Tag oder zwei, dann kam ihm die Erleuchtung und er sandte berittene Boten an die ältesten der Kabyle. Die Boten ritten milchweiße Rosse mit purpurroten Sätteln und golddurchwirkten Brustgehängen; ihre Steigbügel waren aus reich gearbeiteten Messingplatten gefügt, und quer über dem Sattel hielt jeder Reiter eine lange Flinte, deren Lauf von Silberbeschlägen blitzte. Die Boten wurden empfangen, wie es ihrer Würde und ihrer imponierenden Erscheinung zukam. Aber wo sie schieden, da folgten ihnen kalthöfliche Grüße, und aus der Ferne finstere Blicke und finstere Reden: denn die Botschaft, die sie gebracht hatten, lautete: Si Allel, der Gewaltige an des Sultans Statt, verbietet das Abhalten von Landmärkten in seiner Kabyle!

Wißt ihr, was Landmärkte für die zerstreuten Stämme der Hügellande bedeuten? Alles! Der Mann aus der Steppe bringt die Wolle seiner Schafe hin, der Mann aus der fruchtbaren Niederung den Ertrag seiner Felder, der Mann von den Hügelkronen die Früchte seiner Feigen- und Granatgärten. Der Mann aus den Bergen bringt Ziegenfelle, das Wachs

und den Honig seiner Bienen, und die im steinigten Lande wohnen, das keinen Vierfüßler ernährt, bringen Hühner und Eier. Frauen bringen ihre Gewebe, Schuster ihre Babuschen, Schmiede installieren sich da mit fauchenden Blasebälgen, um zerbrochene Pflugschare und Hufeisen zu neuer Tauglichkeit zu hämmern. Gewürzkrämer und Zauberer stellen sich ein, und die ihrer bedürfen, wissen sie da zu finden. Was wäre der Landmann ohne den Markt? Und aus den Städten kommen die Agenten der Europäer mit Taschen voll Geld, und andere mit kostbaren und nötigen Dingen, die man in der Kabyle nicht macht: Teetöpfe, Messer mit roten Griffen, Kerzen und Zucker. So wird die kleine braune Zeltstadt, die einmal oder zweimal in jeder Woche an den bestimmten Plätzen emporwächst und mit der Abendsonne wieder verschwindet, recht eigentlich das Herz der Kabyle, und alles Leben pulsiert von dort aus. Aber auf diesen Landmärkten wird außer den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen noch mancherlei getauscht und verpfändet, was nicht Ware ist: und weil ein Wort, das von Einem an solcher Stätte gesprochen, von Tausenden ins Land getragen wird, darum fürchtete der Chalifa Si Allel die Landmärkte und darum verbot er sie.

Si Allel zweifelte keinen Augenblick, daß sein Gebot Befolgung gefunden habe: war er doch Herr dieser Kabyle, vertrat er doch die geheiligte Macht des Sultans! So sicher war er seiner Sache, daß er am Mitwoch, der den beschriebenen Ereignissen folgte, sein silbergraues Pferd satteln ließ und hinausritt nach der Stelle, wo der Mitwochsmarkt abgehalten zu werden pflegt; er wollte sich die Genugtuung verschaffen, die Stätte, die sonst von Tausenden belebt war, verödet und brach liegen zu sehen durch sein Gebot. Wie ein Gewaltiger des Geisterreichs kam er sich vor, der zu einer Stadt spricht: „verschwinde!“ und sie verschwindet.

So dachte Si Allel. Als er aber in das ausgetretene Pfädlein einbog, das von der großen Heerstraße der Uled Fordj abbog nach dem Mitwochmarkte, da fand er es merkwürdig belebt. Kleine Züglein beladener Esel strichen dahin. Männer und Frauen wanderten da steten Schrittes einem bestimmten Ziele zu. Erstaunt und beunruhigt folgte der Chalifa dem Strome, der von allen Seiten her neue Bächlein aufnahm. An jedem Feldraine stieß eine andere Eselskarawane mit grüßenden Rufen zu den Wandernden, und schon bot die kleine Straße

das Bild eines Völkerzuges. Und dann senkte sich das Land gegen die Mulde hinab, in welcher der Mitwochsmarkt lag, und Si Allel hielt sein Roß mit einem zornigen Rucke an: breit und schier unbegrenzt dehnte sich die graubraune Zeltstadt, als gäbe es keinen Chalifen und keinen berittenen Boten auf der Welt. Dumpfes Brausen vieler hundert Stimmen rollte über die Hügel empor, grell tönten die Hämmer der Schmiede dazwischen, das Blöken, Wiehern und Schreien zahlloser Viehstimmen, und da und dort ein wilder Triller, mit dem ein lustiges Mädchen seine freudenbringende Nähe verkündet, eine der berühmten Tänzerinnen der Uled Fordj. Si Allel ritt nicht näher heran. Er fühlte sich als einer, dessen Wort im Winde verweht, dessen Hufschlag auf Sand fällt. Als der Chalifa heimkam, troff die Flanke seines Rosses von Blut, denn der machtlose Grimm eines Verhöhnten ist grausam.

Si Allel verbrachte eine schlaflose Nacht; am andern Morgen sandte er einen Eilboten zu dem Gouverneur von Mazagan, wo immer eine größere Garnison lag, und bat jenen um Verstärkung seiner Leibgarde; denn es war Ernst geworden mit dem Kriege, das mußte Si Allel jetzt wohl einsehen. Der

Gouverneur von Mazagan sandte hundert Mann, die mit vorzüglichen neuen Gewehren bewaffnet waren.

Und nun geschah etwas, was noch kein Machthaber in jenen Landen erlebt hatte, was aber manch einer, und der Sultan selbst, in der Folge noch recht oft erleben sollte: nach der Uled Fordj zogen die Soldaten des Kaid von Mazagan wohl, aber zu Si Allel gingen sie nicht. Fordjileute hatten sie unterwegs gesprochen, und was sie gesprochen hatten, muß den Soldaten eingeleuchtet haben. Als nach einigen Tagen der ungeduldige Chalifa Ausguck hielt nach seinen Hülfstruppen, da sah er sie freilich aus der sonnendurchleuchteten Talsohle gegen seine Burg heraufrücken, aber in anderer Gestalt und Gesellschaft, als er erwartet hatte. Das graubraune Gewühle des Mittwochmarktes schien sich in Reih' und Glied geformt, zu einer gewaltigen, kompakten und unwiderstehlichen Masse geschlossen zu haben. Und die vorderste Front dieser drohenden Masse leuchtete von grellfarbigen Soldatenkleidern, ein köstlicher, buntglänzender Saum vor dem fahlen Grundtone des Ganzen, und die blanken Flintenläufe blitzten darin wie Edelsteine. Der Chalifa schaute nicht lange nach dem herrlichen Bilde. Er hatte eben noch Zeit,

einiges Geld zusammenzuraffen und sich auf sein bestes Pferd zu schwingen. Nur von zwei Sklaven begleitet, floh er nach Mazagan.

Die graubraune Masse mit dem farbenprächtigen Saume hatte sich indes nicht umsonst in Bewegung gesetzt: zwei Stunden Arbeit, und es gab keine Burg Si Allels mehr auf dem grünen Boden der Ued Fordj. Auch Si Allels Schwager und zwei seiner Vettern erhielten noch am gleichen Tage den Besuch der rebellischen Bauernhorde. Rebellische Bauernhorde? Keineswegs! Stille, emsig und schweigend schaffende Werkleute waren es, die da gegen die hastig geschlossenen Kasbahtore anrückten; Werkleute, die leidenschaftslos und ordnungsgemäß Stein um Stein der Ringmauer und der Torpfeiler aus seinem Mörtelbette lösten, bis das Tor selbst haltlos zu Boden sank. Stein um Stein ward auch das Wohnhaus abgetragen; das geschah aber von so vielen Händen und mit solch unheimlicher Behendigkeit, daß es aussah, als arbeiteten Bienen oder Erdgeister, nicht Menschen. Es waren Frauen und Kinder mit ausgerückt. Die bildeten jetzt lange Ketten ins Feld hinaus, Ketten, die schleifenartig zu ihrem Zentrum zurückführten: da gingen von Hand zu Hand Körbe

mit Schutt und den losgehauenen Steinen des Mauerwerkes; draußen auf dem Felde stieg ein Staubwölkchen auf, so oft ein solcher Korb entleert wurde, und diese Staubwölkchen, die in der Sonne goldig erschienen, folgten sich so schnell, daß es schien, als lodere ein Feuerchen da in zuckenden Bewegungen auf. So lag in kürzester Frist auf einem zerstampften Gerstenfelde zerstreut und in seine Urbestandteile aufgelöst, was einst eine vornehme menschliche Wohnung gewesen war. Holz und Hausrat ward sauber zu Häuflein geschichtet und verzehrte sich in friedlichen Flammen, die nicht weiter leuchteten als ein Stoppelfeuer auf frisch geackertem Felde. Innerhalb der nächsten drei Tage verschwand so, glatt und ohne erheblichen Lärm, jedes Aristokratenhaus in der Uled Fordj; Si Allels ganze Sippe, alles, was irgend zur Verwandtschaft oder Freundschaft der Regierung gehörte, war obdachlos geworden oder hauste im Zelt aus graubrauner Ziegenwolle, wie ein Nomade. So hatten die Bauern von Uled Fordj mit ihrer Regierung aufgeräumt.

Aber ordnungsgemäß aufgeräumt! Dieses Wort stand auf den Bannern der Rebellion. Dieses Wort wurde von Besonnenen gerufen, so oft per-

sönliche Leidenschaft oder Kampflust in das geheiligte Werk einzugreifen drohte, und es beschwichtigte die Wildesten. Der arabische Ausdruck heißt: „bel kaida“, und ließe sich etwa übersetzen mit „manierlich“ oder „mit Art und Weise“. Und manierlich waren diese Bauern denn auch vorgegangen, „Art und Weise“ hatten sie an den Tag gelegt, oder, wie ein Gebildeter sagen würde: Methode! Nicht als Räuber und Brandstifter waren sie in die Häuser gefallen, gemordet hatten sie keinen, angeeignet hatten sie sich nichts als Waffen. Wo ein Lärmen entstand, das eine Ausschreitung anzukündigen schien, da war die Stimme eines Scheichs mit dem Mahnrufe „bel kaida“ besänftigend hineingefallen. Vieh und bares Geld hatten sie zusammengezählt und nach Maßnahme der früher vom Chalifen zu unrecht erhobenen Steuern an alle gleichmäßig verteilt. Bu Swib, dem ich die Schilderung dieser Vorgänge nacherzähle, versichert, daß auf ihn, den reichen Mann, den die Steuerlast verhältnismäßig leicht gedrückt und der außerdem seine zuletzt geraubten Hammel unbeschädigt zurückerobert hatte, bei dieser sehr gerechten Teilung nicht mehr als ein halber Duro entfallen war. Das konnte kein Billigdenkender Plünderung nennen! Man

hatte einfach die Regierung aufgehoben, ihr Unrecht aus der Welt geschafft. Und daß man die Häuser dem Erdboden gleich gemacht, war einfach ein Akt kluger Notwehr gewesen: hatten die Gewaltigen keine Mauern, sich dahinter zu verschanzen, wo war dann ihre Gewalt? Gab es keine Kasbah, wo saß dann die Regierung? So sprach Bu Swib, der Vater der Weinbeere, und in seinem schlauen alten Gesichte rückten die mächtigen Warzen hin und her, von einem lustigen Fältchenspiele gehoben und geschoben.

Si Allel war indessen auf seiner Flucht in Mazagan angelangt. Der Gouverneur von Mazagan, unser alter listiger Freund Bel Hamdunia, hatte ihn mit offenen Armen empfangen. Bel Hamdunia war zwar selbst ein Bauernsohn, aber wie alle diejenigen, welche schweres Geld besitzen, viele Häuser, ausgedehnte Felder und tausendköpfige Herden, war er extrem aristokratisch gesinnt. Deshalb empfing er den vertriebenen Chalifen nicht nur mit offenen Armen, sondern, wie Augenzeugen berichten, mit Tränen zornigen Mitleids und mit vielen brüderlichen Küssen, wobei er mit feierlichen Eiden Hilfe und Rat gelobte. Er wies ihm ein Haus an, eines der schönsten in Mazagan; andere Eingeweihte berichten nun freilich,

daß Tränen und Küsse den Gouverneur nicht bis zu einem solchen Grade weich gemacht hätten, daß er vergessen hätte, sich von Si Allel fünfzig Duros Monatszins für dies Haus gutschreiben und die erste Rate sogleich bezahlen zu lassen. Aber immerhin blieb der Eidschwur, der den mächtigen Mann zur Hülfe an dem Gefallenen verpflichtete. Diesem getreu, sandte Bel Hamdunia sofort einen Eilboten nach Fez, um den dort weilenden Kaid Boali von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Diesem lag es dann ob, die Bestrafung der aufständischen Bauern beim Sultan durchzusetzen.

Es gab einige Mazaganleute, die zweifelten nicht, daß diese Bestrafung furchtbar ausfallen würde. Aber die Fordjileute, die um diese Zeit etwa mit Waren nach der Küstenstadt gekommen waren, erzählten die Nachricht weiter, und droben in den grünen Hügeln ging ein Lachen von Chaima zu Chaima: Bestrafung? Die Breite des Reiches lag zwischen den Uled Fordj und Fez. Und der Sultan hatte seine Soldaten anderswo nötig und bitter nötig. Mit diesem Faktor hatten die klugen Rebellen längst gerechnet.

Aber konnte der Sultan nicht irgend einen

seiner Vasallen mit dem Richteramt betrauen, zum Beispiel den Gouverneur von Mazagan? Diese Möglichkeit hatten die Scheichs der Hügeldörfer wohl in Betracht zu ziehen, und wie sie es taten, zweifelten sie auch nicht, daß Bel Hamdunia sich diesem Büttelamt mit besonderer Freude unterziehen würde. Soldaten hatte er noch, und Taugenichtse gab es überall, diese Reihen zu verstärken; er brauchte nur in den armen Kabylen der steinigen Rahamna werben zu gehen, oder in den Ginsterhügeln der Uled Rachmun, wo nichts wuchs als wilde Blumen; die natürliche Feindschaft besitzloser Nomaden gegen wohlhabende und ansässige Bauern hätte da alles Erforderliche geleistet.

Das alles erwogen die Ältesten der Fordjileute auf dem nächsten Mitwochsmarkte, auf welchem es wenig der Waren zu tauschen gab, aber um so mehr der Worte. Es geschah nun, daß auf diesem Markte auch viele Männer aus den befreundeten Nachbarkabylen erschienen; so aus der Uled Selm und aus dem Bohnenlande Elaunat. Diese Stämme hatten nämlich auch ein Interesse an der Sache und ein nicht ganz selbstloses: auch *ihre* Gouverneure standen beim Sultan in Fez und auch *sie* hatten Chalifen,

die ihr Handwerk verstanden. In dem großen Elaunat gab es sogar drei, die den einen abwesenden Statthalter vertraten, und diese drei hatten die gleichen Grundsätze, wie Si Allel sie gehabt. Es deuchte den Männern des Elaunat und den Selmileuten, sie könnten auch einmal in eine Situation kommen, wie die der Fordji in diesem Augenblicke war, und das vielleicht schon recht bald: solche Erwägungen machen Sympathien, die dauern. Darum interessierten sich diese Kabylen ein wenig für die Vorgänge in den Uled Fordj, und da sie einmal die Möglichkeit gelten ließen, man könne sich an diesen Vorgängen gegebenenfalls ein Beispiel nehmen, so war es nur natürlich, daß sie beschlossen, hier gleich zu experimentieren, wie weit man eventuell gehen könne und wessen man sich dann zu vergewärtigen habe. Sie machten also die Rebellion der Fordji zu ihrer eigenen uud verließen den Mitwochsmarkt als Bundesbrüder. Den Ältesten der Uled Fordj aber lag nun ob, acht angesehene und wortkundige Männer aus ihrer Mitte zu wählen, die mit dem Gouverneur von Mazagan Unterhandlungen anknüpfen sollten: die Elaunatleute würden ihrerseits die nötigen Schritte tun, um diese Unterhandlungen zu unterstützen.

So wurden die acht Gesandten auserwählt, und sie brachten gemästete Rinder mit sich, schneeweiße Stiere, deren Hörner mit seidenen Streifen umwunden waren; denn es sollte ein Opfer gebracht werden, wie es sich zwischen Bittenden und Gewährenden ziemt. Nicht Macht sollte Macht gegenüberstehen, sondern Demut der Großmut, so hatten es die unbewußten Menschenkenner beschlossen und ausgeheckt: der Gouverneur von Mazagan sollte wenigstens einen unschuldigen Triumph feiern dürfen!

Es war ein Mann aus Mazagan auf dem Mitwochsmarkte gewesen, der kehrte eilends an die Küste zurück und hinterbrachte dem Gouverneur Bel Hamdunia, was er gehört, und wie eine Deputation von Fordjimännern aufbrechen sollte, um mit ihm zu unterhandeln. Auch daß sie Stiere gerüstet, berichtete er. Da lachte der Gouverneur vergnügt auf, denn er dachte: „Sie fürchten sich und kommen als Schutzflehende!“ Und er begab sich alsobald zu Si Allel und berichtete ihm, was er gehört hatte. Er sagte auch zu dem Chalifen: „Sei vergnügt, die Hundesöhne laufen uns selbst ins Garn. Wir wollen sie lehren, ihre Regierung umzustürzen!“ Dann berief er den Hauptmann seiner Leibgarde und befahl

ihm: „Du fassest die Räudigen vor der Stadt ab und steckst sie ins Gefängnis, ehe sie vor mein Angesicht kommen. Ich will die Luft nicht atmen, die sie verpesten. Allah schütze mein Auge vor dem Anblick ihrer Unreinheit!“ So bewies Bel Hamdunia, daß er ein echter Aristokrat war. Die Stiere aber gebot er nach seinen Hürden zu bringen.

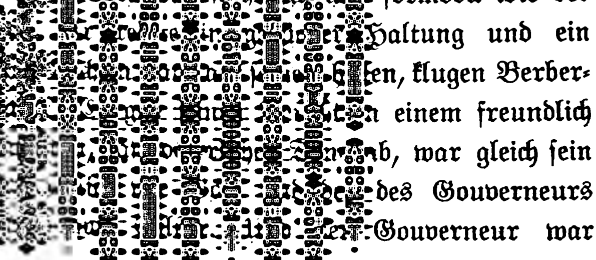
Der Hauptmann der Leibgarde rüstete sich, den Befehlen des Erhabenen nachzukommen. Wenige Stunden später wurde er indes in großer Eile wieder vor sein allerhöchstes Antlitz beschieden, und er fand es so weiß, als habe der Gewaltige unversehens ein Frühstück von Hundekraut und Nesseln gegessen. Er saß ganz gebückt auf seiner teppichbelegten Matratze, und vor ihm stand, freilich auch in der Haltung der äußersten Demut, ein Mann in der dunkeln Gewandung der Elaunatleute. Und der Erhabene widerrief alle Befehle, die er dem Hauptmann der Leibwache gegeben hatte, und erlaubte ihm, seine Leute ins Kaffeehaus zu schicken. Der Hauptmann der Leibwache machte eine Miene unterwürfiger Verwunderung, bis er das Gemach des Erlauchten hinter sich hatte; dann schüttelte er sich vor Lachen, denn er hatte begriffen.

Es hatte nämlich der Mann aus dem Elaunat einen Brief gebracht, der folgendermaßen lautete:

„Groß ist Allah und sein Prophet! Friede sei mit dir! Wir küssen dein Kleid und flehen dich an, daß du die Männer aus der Uled Fordj in Gnaden empfangen und ihre gerechten Forderungen anhören mögest. Denn sie haben getan, was sie vor Gott und dem Sultan, dessen Leben der Allerhöchste erhalten möge, verantworten werden. Sie wollen nicht, daß du die Lügen essest, mit denen Si Allel deine Milde getäuscht, und sie kommen zu dir als zu einem Vater. Sie sind keine Rebellen, sondern treue Untertanen des Sultans, dessen Leben der Allerhöchste schützen möge. Höre sie!“

Man sieht, der Brief war in tadelloser Höflichkeit und sicher von dem weisesten Taleb der ganzen Kabyle verfaßt, klang auch an und für sich durchaus nicht beängstigend. Beängstigend war nur der kleine Nebenumstand, daß Männer aus dem Elaunat ihn unterzeichnet und gesandt hatten, während er doch von der Sache der Fordjileute handelte. Und beängstigend war auch, was der Bote an Mündlichem hinzufügte, und das war nichts Geringeres als ein kleines Ultimatum: die Elaunatleute und die Uled

… der Fordji zu
… en Müttern" zu
… Fordji-Deputation
… gekrümmt würde.
… nger dieser Bot-
… offiziell und offen-
… ; was aber den-
… en Schweiß aus
… nicht offiziel war:
… ganz unverhohlen
… Mazagan, wenn
… nem vertriebenen
… lifen Schutz und
… aß das geschehen
… Gouverneur Bel
… ter der Gerechtig-



… formvoll wie der
… Haltung und ein
… ken, klugen Berber-
… einem freundlich
… b, war gleich sein
… des Gouverneurs
… Gouverneur war

[illegible] nte, diese
[illegible] würzige
[illegible] ohungen
[illegible] Sanft-
[illegible] die jede
[illegible]

[illegible] einen
[illegible] Er ließ
[illegible] Lebens-
[illegible] Büchse
[illegible] reichere
[illegible] putation
[illegible] er nicht
[illegible] Hähne,
[illegible] ten bei-
[illegible] Stelle.
[illegible] für die
[illegible] die Zoll-
[illegible] chen war.
[illegible] gehören
[illegible] Gouver-
[illegible] eigentliche
[illegible] ernehmen
[illegible] Sache
[illegible]

mit Erfolg vor Seiner heiligen Majestät verfochten werden. Wenn die Zollbeamten den Gesinnungswechsel Bel Hamdunias nicht billigten, so stand er auf einem bösen Posten zwischen zwei Feuern; und Zollbeamte sind in der Regel auch extrem aristokratisch gesinnt, weil sie mindestens ebensoviele und ebenso kostbare Felder, Gärten und Häuser besitzen wie der Gouverneur. Aber als Bel Hamdunia den Brief der Elaunatleute verlesen hatte, welche die Sache der Fordsi zu ihrer eigenen machten, und als er vollends von einer möglichen Belagerung Mazagans durch drei oder mehrere Kabylen zu reden begann, da durchwehte ein demokratischer Hauch auch die Räume des Zollhauses, dieser Zwingburg der einheimsenden Macht seiner Scherifianischen Majestät. Feierlich strichen die Zollbeamten ihre weißen Bärte und feierlich erklärten sie ihre Sympathie mit den tapferen Männern der Hügel.

Ein Kundiger mag fragen, ob denn eine Belagerung der festen Küstenstadt, die Mauern und Kanonen besaß, solch eine verzweifelte Drohung in sich schließen konnte? Ach! wie Heuschrecken hätte sich die Schar der schlecht bewaffneten Landbewohner über diese turmhohen Mauern ergießen können, sie

wäre doch nur wie Heuschrecken zertreten und verbrannt worden! Aber wieder wie Heuschrecken hätten sie das Land um die Stadt und zu Füßen dieser Mauern vernichtet, und das Land gehörte dem Gouverneur! Ist die Logik des braven Mannes einleuchtend? Wer Gärten vor der Stadt besitzt und meilenweite Felder, die einer baldigen Ernte entgegenreifen, der denkt anders über einen Heerzug von drei Kabylen, als ein leichtsinniger, europäischer Diplomat, der nichts besitzt, als was er bei der Bank von England deponieren kann. In Anbetracht dieser Felder und Gärten hätte Bel Hamdunia mit vollem Rechte vor einer einzigen Kabyle die Waffen strecken dürfen, wie viel mehr erst vor dreien, die von drei verschiedenen Seiten heranzogen. An der vierten Seite der Stadt besaß nämlich Bel Hamdunia keine Felder, denn da lag das Meer.

Am Nachmittag desselben Tages kam die Deputation der Uled Fordj in Mazagan an und fand ihr Haus und ihr Abendmahl bereit wie willkommene Gäste. Am andern Morgen begab sie sich nach dem Zollhause, wo Gouverneur, Zollamin und alle Unterbeamten der Zivil- und Rechtsverwaltung bereits in ungewohnter Frühe und in großem Gepränge reicher

[illegible] Menge schau-
[illegible] weiten Hofe des
[illegible] hatte sich auf
[illegible] alliert, und so-
[illegible] licher Saum von
[illegible] braunen Beinchen.
[illegible] Dampfer; Leichter-
[illegible] Schultern eilten
[illegible] dungsplatz hin
[illegible] sich durch die
[illegible] einen Weg zu

[illegible] Volkes, die acht
[illegible] schmückten Stiere
[illegible] und zwei Männer
[illegible] gewande trugen die
[illegible] schritten sie ein-
[illegible] Zuversicht ihrer
[illegible] Haltung Lügen.
[illegible] zückte übermütig
[illegible] als wandle den
[illegible] erdrücken strebte.
[illegible] vorgeschriebenen
[illegible] der Anwesenden

als eine Komödie empfand: nur etwa die Stiere nicht, die am schlimmsten dabei wegkamen.

Vor der Türe des Zollhauses hielten die Gesandten eine Minute lang an. Lautlose Stille herrschte in der umgebenden Menge, man hätte meinen mögen, jedes Einzelnen Schicksal hinge an dem, was nun folgen sollte; es war aber nur ein bißchen grausame Schaulust, die so wohlig-schaurig jeden Atem hemmte. Die acht Männer erhoben die Arme: fast in einem einzigen Augenblicke blitzten acht haarscharfe Dolchmesser und jeder Vorderfuß der leise aufstöhnenden Tiere zeigte eine feine rote Querlinie kurz über dem Huf, aus der alsbald ein kleines Blutbächlein zu sickern begann. Jetzt trieben Stachel und Schreie die zitternden Tiere vorwärts, und ringsum erhob sich zu gleicher Zeit ein Geheule von Tausenden, die alle mit verständnisvollem Erfassen der Situation bemüht waren, die Sache zum richtigen Ende zu leiten. Wankend — denn ihre Sehnen waren durchschnitten — schossen die entsetzten Tiere noch zwei oder drei Schritte vorwärts, und das war gerade so viel als nötig und berechnet war: dicht vor dem gemauerten Bogen, in welchem der Gouverneur und die Großen saßen, brachen sie, traurig ihre ge-

schmückten Häupter seitwärts senkend, in die Knie, als hätten sie verstanden, daß sie als Bittende gesandt seien. Dann verließ sie ihre schauerliche Gelehrigkeit und sie stürzten vollends zu Boden.

Wieder verstummte das Volk, eine oder zwei Minuten vergingen in atemlosester Spannung. Der Gouverneur schaute die Zollbeamten an, als wolle er sich ein letztesmal ihrer Meinung versichern; die Zollbeamten schauten zurück, als rieten sie, sich die Sache auch gründlich zu überlegen. Der Gouverneur machte eine Geste, die einen innern Kampf, Mitleid, fast Verlegenheit ausdrückte. Gebückt und demütig schweigend standen die Fordjileute im Kreise, so still, als fürchteten sie, durch eine voreilige Bewegung ihr Schicksal, das auf seiner Wage zitterte, irgend unvorteilhaft zu beeinflussen. Vollendete Schauspieler oder vollendete Staatsmänner: denn sie wußten alle, daß nur eine Antwort möglich war, und daß der Gouverneur diese Antwort geben würde! Dieser erhob sich denn auch endlich; es mochte ihn dünken, seiner Würde sei nun genug geschehen, allzuschneller Nachgiebigkeit könnte ihn nun keiner mehr anklagen; er erhob sich und gab ein Zeichen. Vier schwarze Sklaven sprangen vor, wieder blitzten die Messer, um sich im

selben Augenblicke tief in die Kehlen der unglücklichen Opfertiere zu bohren. Und während schnell von hervorschäumendem Blute das schöne weiße Fell der Getroffenen, der Boden ringsum, den ihre wildschlagenden Hufe jetzt aufwühlten, und die Seidenbinden an den schmerzvoll hin- und hergeworfenen Köpfen in eine einzige, schreckliche Farbe getaucht erschienen, brauste donnernd ein Jubelruf aus den befreiten Massen auf: der Gouverneur hatte das Opfer angenommen.

Jetzt sprachen die Fordjimänner; Bu Smih, dessen Weinbeeren wieder zur Ruhe gekommen waren, sprach zuerst. Er erklärte sich und alle seine Bundesgenossen für treue Untertanen des Sultans, fern davon, rebellische Gedanken zu hegen. Regierung müsse sein im Lande, das wisse ein jeder, und der Regierung wollten sie sich unterwerfen. Der Sultan müsse leben, ihm gäbe der von ihm eingesetzte Gouverneur seinen Zehnten und dem Gouverneur zehntete das Volk. Aber einen Chalifen zwischen dem Gouverneur und dem Volke brauchten sie nicht: der sei wie ein unredlicher Sklave, der sich von der Schüssel des Herrn sättige, ehe er sie auftrage. Die Fordjileute wollten willig und treu ihren Ältesten zehnten, diese

sollten das Erhaltene dem Sultan übermitteln, so würde ein jeder wohl fahren. Also sprach Bu Swib, und die andern Männer gaben ihre Zustimmung kund. Am Ende aber bezeichneten sie einmütig einen alten Mann, einen entfernten Verwandten des abwesenden Kaid Boali, und zwar einen Mann, der in einem Zelte und nicht in einer Kasbah wohnte! als denjenigen, der in Sachen der Zivilordnung die Stelle eines Gouverneurs bei ihnen vertreten solle. In Steuersachen dagegen solle es keinen Mittler geben zwischen Sultan und Volk.

Der Gouverneur von Mazagan fragte nicht, ob diese neu proklamierte Verfassung irgendwelchen Halt in sich böte, ob sie durchführbar, ob sie im Sinne des Sultanats annehmbar sei. Wenn er Erfahrung hatte aus früheren Revolutionen, so mußte er wissen, daß in solchem Falle der Sultan auf seine Steuern rechnen konnte, wie ein Berghirte auf die Milch einer wildlaufenden Gazelle. Aber diese Erwägung hätte jetzt nichts mehr geholfen: für Bel Hamdunia war die Entscheidung gefallen in dem Augenblicke, wo er den Fordjileuten die Mouna entgegengesandt hatte. Jetzt hatte er sich auch noch durch Annahme des Tieropfers öffentlich auf die Seite der Rebellen gestellt,

ein Zurück war für ihn unmöglich. Er erklärte sich mit allem einverstanden, was die Revolutionäre beschlossen hatten, vorausgesetzt, daß sie Mazagan und ihn in Ruhe ließen. Und er war unvorsichtig genug, diese Bedingung förmlich auszusprechen.

Da nahm Bu Swib noch einmal das Wort und forderte feierlich und mit lauter Stimme, so daß alle es hören konnten, einen Beweis der Gesinnungstreue von seinem neuen Verbündeten. Aufruhr drohe, so sprach er, der Uled Fordj, solange Si Allel im stande sei, seine Sippe zu sammeln und Rache zu nehmen an denen, die ihn vertrieben hatten. Deshalb sei es geboten, zur Sicherheit des Landes wie der Stadt, daß der flüchtige Chalifa nicht Aufnahme fände in Mazagan: das solle der Gouverneur beschwören; obendrein sei es ein redlicher Freundesrat, der dieses von ihm forderte: denn das Volk würde den Vertriebenen suchen, wo es ihn fände, und keine Mauer würde ihn schützen können, wenn nur der leiseste Versuch einer Rückeroberung der verlorenen Position von seiten des Gestürzten unternommen würde. Bel Hamdunia verstand vollkommen; der Brief aus dem Elaunat hatte sein Fassungsvermögen geschärft. Die Vision anrückender Bauernhorden, die

langsam verheerend über die goldenen Saatfelder zogen, überwog alle Argumente, die das Herz des Bedrängten etwa zu gunsten des Chalifen finden mochte. Bel Hamdunia tat einen feierlichen Eid, daß er weder Si Allel, noch irgend einen seiner Sippe bei sich aufnehmen würde, und rief alle Feuer des Himmels auf sein Haupt herab, im Falle er diesen Eid brechen würde.

Nun verlangte Bu Swib noch, daß der Sultan von den vorgefallenen Dingen in „ordnungsgemäßer" Weise benachrichtigt würde, auf daß sein Zorn abgewendet würde von den Häuptern der Männer, die nichts im Sinne führten, als gute Untertanen zu sein. Auch dazu erklärte sich der Gouverneur bereit, ja, er versprach sogar, in eigenhändigem Schreiben bei dem Sultan für die Fordjileute zu plädieren. Ob er es tat? Den Gesandten brauchte das Haar darob nicht grauer zu werden, als es schon war: noch immer lag die Breite des Reiches zwischen den Uled Fordj und Fez!

Freilich ging einige Wochen später ein Gerücht durchs Land, das wohl manchen nachdenklich stimmen mochte: es hieß, der Kaid Boali habe Urlaub vom Sultan verlangt für sich und seinen Heerbann; er

gedenke nun selbst mit vier- bis fünfhundert Mann nach der Uled Fordj zurückzukehren, um Ordnung zu schaffen in seiner Kabyle und Strafe zu erteilen für die Zerstörung seiner Burg, die mit allen andern sich auch „bel kaida“ in ihre Urbestandteile aufgelöst hatte. Da gab es einige Zeit lang sorgenvolle Gesichter in der Uled Fordj, und wenn Bu Swib von der politischen Lage sprach, so rutschte die Weinbeere über seinem linken Auge fast bis in die Mitte der Stirne hinauf. Aber die Zeit verging und Kaid Boali ist nie nach der Uled Fordj gekommen. Die Kabylenmänner zerbrachen sich nicht den Kopf, wie das zugegangen sein mochte. Sie konnten nicht wissen, was viel später das Gerücht nach Mazagan trug, und zwar durch den Mund der Europäer, die am Hofe von Fez weilten: als nämlich der geschädigte Vasall seinen Urlaub vom Sultan gefordert und erhalten hatte, da waren die Gouverneure der andern westlichen Provinzen, die im Heerbann standen, herangetreten und hatten erklärt, was dem einen recht sei, sei dem andern billig! Auch ihre Burgen seien bedroht, jeden Augenblick könne sie treffen, was den Kaid Boali getroffen habe: ginge er heim, sein Besitztum zu rächen, so müßten sie heimgehen, das ihre

[illegible] an, daß er böses
[illegible] äfte seines Heeres
[illegible] rhand allen, und
[illegible] nkehr.
[illegible] Alled Fordj hin-
[illegible] ünen Hügellande
[illegible] es sich angelegen
[illegible] man auch ohne
[illegible] Skeptiker, die dies
[illegible] Europäer fragen,
[illegible] ndel und Wandel
[illegible] schlimmer gewor-
[illegible] gestellt sind. Und
[illegible] Kaidsburg mehr,
[illegible] elbst. Wie es mit
[illegible] er Sultan allein.
[illegible] r Bel Hamdunias?
[illegible] ge Chalifa Kunde
[illegible] hause vor sich ge-
[illegible] Sonne desselbigen
[illegible] lichen Hügelketten
[illegible] daß Bel Hamdunia
[illegible] egengesandt, hatte
[illegible] as er von seinem

großen Helfer zu gewärtigen habe. Als er vernahm, daß der Gouverneur das Stieropfer angenommen, verlor Si Allel auch keine Minute mit fruchtlosen Verwünschungen gegen den Ungetreuen. Er raffte zusammen, was er noch besaß, und flüchtete in das Haus des portugiesischen Konsuls.

Dieser Mann hatte einiges Interesse, ihm zu helfen. Er hatte nicht unbeträchtliche Summen Geldes auf den Schafherden Si Allels stehen, und man mag berechnen, mit welchen Gefühlen er von der redlichen Verteilung dieser Schafherden unter die Bauern der Kabyle Notiz genommen. Niemand konnte sehnsüchtiger auf einen Handstreich von seiten der Sippe Si Allels hoffen, als der portugiesische Geschäftsfreund. Und auch Si Allel konnte nicht erbitterter über den Gouverneur von Mazagan sein als der Europäer, der jede Aussicht auf Restitution seiner Hammelherden schwinden sah, wenn die Rebellen recht behielten. Eine Reklamation beim Sultan durch Vermittlung der Gesandtschaft wäre in diesem Augenblicke der reine Hohn gewesen: freilich war die marokkanische Regierung haftbar für Schädigungen, die das Eigentum der Europäer durch solche Zufälligkeiten erfuhr, aber eben: nur die Regierung! Und in diesen

Begriff war der Scherifensohn in Fez in dieser Zeit wahrlich nicht miteinzureihen, dieses halt- und machtlose Häufchen Unglück, das der lustige Raisuli bereits durch seine wohlberechneten politischen Nasenstüber ungestraft necken durfte!

Also der portugiesische Konsul beherbergte den flüchtigen Chalifen, da der Gouverneur von Mazagan es nicht wagte. Er quartierte ihn in einem Gartenhause vor der Stadt ein und umgab ihn mit einem bescheidenen Komfort, ohne fürs erste darüber Rechnung zu führen. Zugleich suchte er mit einigen Verwandten Si Allels, besonders mit dem Chalifen von Asimur in Unterhandlungen zu treten, indem er an ihr Stammesgefühl appellierte, das die Schande eines solchen Niederganges ihrer Machtstellung im Lande nicht auf sich sitzen lassen sollte. Wie weit die hohe Sippe auf derartige Anregungen reagierte, ist nie bekannt geworden. Wohl aber gab es Stimmen in Mazagan, die munkelten, daß dem Garten des portugiesischen Konsuls die Einquartierung schlecht bekommen könnte, trüge nur erst ein böser Wind die Kunde nach den Hügeln hinauf. Aber freilich hat ein Europäer von arabischen Rebellen damals noch nichts Schlimmes erwarten dürfen.

Da ereignete sich plötzlich etwas, was die kleine Küstenstadt einigermaßen in Aufregung versetzte, und das war nichts Geringeres als die Einkerkerung Si Allels durch den Gouverneur Bel Hamdunia. Wie es geschehen konnte, wußte kein Mensch zu sagen, noch, welchem Zwecke es dienen sollte. Hier war nur ein Feld für Vermutungen aller Art, denn kein gesprächiger Bu Swib kam aus jenen Quartieren, um Markt- und Magazinleute mit politischen Plaudereien zu ergötzen. Gefangen war Si Allel trotz der Unantastbarkeit europäischer Behausungen, und im Gefängnis saß er, das erzählte der Gefangenwärter jedem, der es hören wollte. An diesen zwei Tatsachen durfte die Fama sich nun atemlos oder tot hetzen.

Es ging ein böses Gerücht in den Magazinhöfen und im Hüttenviertel herum: der Gouverneur, so sagte man, habe auf ein erneutes Ultimatum der Fordjileute hin den verborgenen Flüchtling buchstäblich dem Portugiesen abgekauft, indem er dem letzteren seine Hammel vergütete. Zuzutrauen war es dem Gouverneur, denn es brauchte keinen so guten Rechner, wie er einer war, um in der Abschätzung dieser Vergütung gegen etwanigen Kriegsschaden an fruchtreifen Feldern, Gärten und weit größeren Herden die rich-

tige Bilanz zu ziehen. Daß man es dem Europäer, dem Christen zutraute, war schon etwas bedenklicher, und fern sei es von mir, die Anklage aufzunehmen: ich erzähle nur das Gerücht! Als verbürgt gebe ich nur, was ich aus Bu Swibs bravem Munde habe, und in dieser letzten Angelegenheit hat Bu Swib plötzlich seine Gesprächigkeit verloren.

Aber weit überraschender und unerklärlicher sollte das Ende dieser kleinen Schicksalsgeschichte bleiben. Denn als Si Allel ungefähr zehn Tage im Gefängnis geschmachtet hatte und schon langsam in Vergessenheit zu geraten begann, bei denen zum mindesten, die nicht direkt an der Sache beteiligt waren, da geschah folgendes: Die wenigen Leute, die an einem maurischen Festtage sich auf Markt und Straßen befanden, sahen plötzlich einen Reitertrupp in wehenden Gewanden im vollsten Galopp vom Strande her gegen die Stadt losstürmen. Es war eine zu kleine Schar, um irgend welche Besorgnis zu erregen, man glaubte vielmehr eine fröhliche Gesellschaft adeliger Jünglinge vor sich zu haben, die sich an dem üblichen Wettrennen und Pulverspiele ergötzten, und jeder, der sie begegnete, Araber oder Europäer, sah nur mit lächelnder Befriedigung den

schönen Reiterbildern nach, die im Schimmer ihrer lichten Burnusse und im Flimmer ihrer goldgestickten Pferdebehänge daherrauschten, wie triumphierende Sturmgeister. Aber die schmucken Reiter hielten nicht, wie dies bei Pulverspielen üblich ist, am Ende des Marktplatzes ihre Renner an, sondern jagten in dichtgedrängten Reihen weiter und durch das Stadttor, wo der erstaunte Wächter nur eine halbverwunderte Zurechtweisung über so unmanierliches Reiten hören ließ. Dicht neben dem Stadttore liegt die Gefängnistüre: dort hielten die Berittenen an, viere von ihnen sprangen ab, ein kurzes Schreien und Stampfen erfolgte, und die Wächter der Gefängnistüre lagen geknebelt am Boden, während die übrigen zehn oder zwölf Reiter einen nach außen gekehrten Kreis um den Schauplatz dieser unerhörten Dinge bildeten, geladene Flinten vor sich herstreckend. Dann wurde ein betäubter und schwankender Mann aus dem Dunkel der Gefängnistüre ans Licht gerissen, auf ein Pferd gesetzt, und fort ging die wilde Jagd, wie sie gekommen war, zum Stadttore hinaus und nach der Saffistraße zu. Erst dann erwachten die erstaunten Torhüter zu der Erkenntnis dessen, was geschehen war, und brachen, einer furchtbaren

[illegible] nern aus. Aber
[illegible] Befehl zur Ver-
[illegible] ilt, so sicher die
[illegible] gerechnet hatten.
[illegible] ißte man, daß Si
[illegible] rheit war.
[illegible] n denen die scharf-
[illegible] rsuchte. Ein Teil
[illegible] der Ansicht, die
[illegible] des portugiesischen
[illegible] hifen von Asimur
[illegible] indes als irgend
[illegible] ugehörig erkannt
[illegible] weshalb ohne Halt.
[illegible] issensakt des Gou-
[illegible] r Entführung er-
[illegible] gen gegen beide
[illegible] h selbst am Ende:
[illegible] and, war er der
[illegible] dererseits war er
[illegible] vor persönlicher
[illegible] zufrieden sein, da
[illegible] war Bel Ham-
[illegible] ng und der Ver-
[illegible] Stadt mit einem

Schlage enthoben. Und so, da alle Teile dieser wunderlichen Episode mit diesem Ausgange einverstanden sein konnten, so beruhigte sich auch der zuschauende Teil, die öffentliche Meinung, und bald redete in Mazagan kein Mensch mehr von dem Aufstande der Uled Fordj oder von Si Allels Entführung.

Dieser aber lebt heute noch in Muley Abdullah, dem Asyl aller Flüchtigen im westlichen Marokko. Über den Ruinen einer Stadt, die einst von Karthagerhänden gebaut, heute nur noch eine Reihe gewaltiger Türme gen Himmel reckt, erhebt sich das Heiligtum des großen Schützers, eine riesige Moschee, weißleuchtend, weithin sichtbar über das flache Land und über die See. Hunderte von Flüchtlingen aus allen westlichen Provinzen haben ihre ärmlichen Zelte in den Bannkreis der schützenden Mauern gerückt, und viele sind seit so manchen Jahren Gäste des Heiligtums, daß sie Hütten aus Stroh und Rohr errichten konnten, eine Stadt von struppigen Nestern, die zwischen den mächtigen Ruinen in Sicherheit gebettet sind. Manche dieser Flüchtlinge sind größere Herren gewesen, als Si Allel einer war, und sie teilen nun in äußerster Ärmlichkeit vielleicht das Schicksal ihrer eigenen Bauern, die sie wegen unbezahlter Steuern verfolgt und zu gleicher Flucht

veranlaßt haben. Wirkliche Verbrecher und Opfer persönlicher Leidenschaften, Räuber und Beraubte, wer scheidet sie hier voneinander? Ein Los umfängt sie alle, Bettler sind sie, die von den Einnahmen des hochgepriesenen Heiligtums leben. Denn das furchtbar öde und steinichte Land ringsum erlaubt auch den Emsigsten nicht, ein Feldstück zu pflügen oder nur die bescheidenste Ziege zu erhalten. Die Bewohner von Muley Abdullah, sofern sie nicht Unterstützung von Verwandten genießen, sind Kinder der öffentlichen Wohltätigkeit.

Vielleicht wird eines Tages Bu Swib nach Muley Abdullah pilgern, wenn er in einer Streitsache mit seinem Bruder die Entscheidung des Heiligen braucht. Er wird reichlich Almosen geben, denn er ist ein frommer Mann, und als ein Gesegneter an Gütern ist sein Herz offen dem Mitleid. Wird er dann den Blick senken in die hungrigen Augen des Bettlers, der am Wege sitzt mit seinem Holznapfe und seiner Gebetmatte? Wird ein Wiedererkennen aufleuchten in diesen zwei Augenpaaren, oder wird Si Allel so stete Wimpern haben wie der alte Mann, der mit unbeweglicher Miene über ihn hinweg blickt auf das blaue Meer hinaus, das seine Wellen rollt, wie die große Zeit die Schicksale der Menschen?

Inhalt.



in Bern.

Jahr:

:

zählungen.

be.

von Yussef Ben Tasch-

der Königsfrau Cha-

ufnahmen.

, 50; in dunkelblauem

5. 50, M. 4. 50.

schreibt J. V. Wid-

afen Gobineau ist uns
s tiefe und verständnis-
Verfassers in den eines
kommen erschienen wie
Man muß hierbei freilich
, die dergleichen Bücher
elleicht gar nur Wochen
alten haben, die sie in
geistvollen Verfasserin
und wird durch einen
re in der marokkanischen
urch den Umstand, daß
ist, ganz besonders in
nten jener Bevölkerung,
ausländischen Beamten
so hatte sie als Fräulein

den großen Vorteil — der Männern im Orient zu entgehen pflegt —, mit den in den Frauengemächern eingeschlossenen Wesen ihres Geschlechtes in Verkehr treten und daher auch das Frauenleben Nordafrikas aus eigener Anschauung schildern zu können.

Aber das alles wäre nichts ohne die echt dichterische Begabung der Verfasserin, die ihr ermöglicht, menschliche Schicksale in ihrem Zusammenhang mit den Charakteren und mit den Verhältnissen eines noch wesentlich barbarischen Landes zu erschauen, zu verstehen und packend zu schildern. Diese Begabung hat sich hierbei in erster Linie als ein erstaunliches Anpassungsvermögen erwiesen, das unter anderm so weit geht, daß die Erzählerin z. B. in der Geschichte „Elofirs Erbe" alle die Umtriebe und fein eingefädelten Intriguen, an denen der Araber als echter schlauer Semite seine Lust hat und in denen er Meister ist, selbst auch mit einem Wohlgefallen wiedergibt, das an das Vergnügen erinnert, mit dem in „Tausend und eine Nacht" die Streiche des Ägypters Ali und der listigen Dalilah, diese endlosen Schachgegenzüge zwischen Gaunern und Polizeibehörden, erzählt werden. Die Geschichte „Elofirs Erbe" nimmt eigentlich einen recht traurigen Ausgang und gewiß verhehlt die Verfasserin ihr Mitgefühl beim Unterliegen der ehrlichen und unschuldigen Leute nirgends; aber die allmähliche Enthüllung des ganzen riesigen und organisierten Ausbeutungssystems, das vom Sultan und Vezier bis zum letzten Gerichtsschreiberlein und Polizeisoldaten hinabreicht, macht ihr selbst Spaß wie einem echten Morgenländer, der nichts mehr bewundert als erfolgreiche Schlauheit.

Europäische Leser — und Leserinnen namentlich! — die nun eine solche Geschichte ganz nur als Unterhaltungsnovelle genießen möchten, werden vielleicht enttäuscht sein. Die Liebe spielt in „Elofirs Erbe" und selbst in denjenigen Erzählungen, die mit Titeln wie: „Geschichte von der schönen Chadaifa und ihren drei Männern" u. dgl. große erotische Begebenheiten vermuten lassen, eine verzweifelt kleine Rolle, wenigstens die Liebe, wie wir Europäer sie verstehen. Aber die Verfasserin selbst will ihre Erzählungen auch gar nicht als eigentliche Novellen genommen wissen und vindiziert ihnen (im Vorwort) in allerdings allzugroßer Bescheidenheit nur den Wert, daß sie „Sitten und Verhältnisse schildern, die im Erlöschen begriffen sind, die verschwinden müssen, sobald eine europäische Macht Marokko annektiert, sobald der erste Schienenstrang das Land durchzieht".

Nimmt man nun diese Erzählungen in erster Linie als ethnographische Schilderungen, so sieht man sich doch auch von den eigentlich novellistischen Motiven und Elementen bald sehr gefesselt, so in „Geschichte einer Jüdin", in „Abarias Sohn". Einen besondern Hinweis verdient die letzte Erzählung: „Geschichte von Yussef Ben Taschfin und der Königsfrau Chadiuja". Denn hier haben wir es allerdings mit einer echten Novelle zu tun, und zwar mit einer, die durch den ganzen Aufbau — mit Vordergrundshandlung als Rahmen und mit perspek-

tivischen Wirkungen nach allen Seiten — geradezu an C. F. Meyers Novellenkunst gemahnt, und zwar, ohne daß der Vergleich die Verfasserin in Schatten stellen müßte. Auf ein paar kurze historische Andeutungen, daß es in der Dynastie der Almoraviden einmal eine Königin gegeben habe, die eine Zauberin gewesen sei, deren „Ratschläge die Wege des Königs leiteten", hat die Verfasserin eine wunderbar feine, das Psychologische in Weib und Mann tief fassende und ebenso energisch als graziös durchgeführte Novelle aufgebaut; der Schauplatz ist auch hier Marokko, und es wird sogar die Gründung der Hauptstadt Marrakesch zu der Handlung in interessante Beziehung gebracht. Doch ist es der König von Granada, der sich die ganze Geschichte von seinem Hofgelehrten erzählen läßt. Sehr angenehm sind in dem hübsch gedruckten Buche die Illustrationen nach photographischen Aufnahmen, die dem Leser von der marokkanischen Landschaft, den Häusern, den Innenräumen der Wohnungen reicher Araber u. s. w. einen deutlichen Begriff geben. Wenn die Verfasserin am Schluß ihres Vorwortes schreibt, diese Novellen haben ihr „heiße Liebe zu dem schönen Lande" diktiert, „und der Wunsch, sein Wunderbares Lesern näher zu bringen, welche die Begeisterung für Fremdartiges teilen und begreifen", so können wir versichern, daß man dem Buche diese seine Entstehung aus glücklicher Inspiration anmerkt und daß es zum Allerbesten gehört, was auf dem Gebiet der ethnographischen Erzählung überhaupt jemals geschrieben wurde.



